



redet WAHRHEIT

Sacharja 8,16

THEMENHEFT 2007

Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.



Die Themenhefte

DES DEUTSCHEN KOORDINIERUNGSRATES

Lesen, was Menschen bewegt.
Denken, das uns in Bewegung versetzt.
Handeln, um neue Wege zu bahnen.



Die Themenhefte des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit greifen aktuelle Fragen auf und suchen aus einer christlich-jüdischen Perspektive nach tragfähigen Antworten.

Informativ und kritisch, unterhaltsam und anregend wollen sie den Lesern den Stoff zum Nachdenken und Wegweisung zum Handeln geben.

Bitte richten Sie Ihre schriftliche Bestellung an:
Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit e.V.
Postfach 14 45, 61214 Bad Nauheim
oder per e-mail: info@deutscher-koordinierungsrat.de

oder online bestellen unter: www.deutscher-koordinierungsrat.de

www.deutscher-koordinierungsrat.de

redet WAHRHEIT

Bilder aus dem
Kunstunterricht
des Johann-
Sebastian-Bach-
Gymnasiums
Mannheim

TEXT UND FOTOS:
Birgit Friedrich



ZUR GESTALTUNG DER BILDER

Als die Frage an uns herangetragen wurde, das Bildmaterial für das Themenheft 2007 mit Schülerinnen und Schülern zu erarbeiten und zur Verfügung zu stellen, stand das Thema „Wahrheit“ allgemein im Raum. Eine bildnerische Umsetzung dieses abstrakten Begriffes auf anspruchsvollem Niveau schien auf den ersten Blick ein fast unerreichbares Ziel zu sein.

Der zunächst sehr offene Begriff „Wahrheit“, so wie ich ihn mit meinen Schülerinnen und Schülern unterschiedlicher Klassenstufen im Kunstunterricht erarbeitet habe, beinhaltet das gesamte Spektrum gedanklicher Ansatzpunkte menschlicher Existenz, ist also sehr vielschichtig, tiefgründig und umfassend. Beim Thema „Redet Wahrheit“ liegt das Gewicht bei der klaren Aufforderung, wenn nicht sogar beim Befehl: „Redet Wahrheit!“ Es geht also vorrangig nicht um das, was ist oder nicht ist, sondern darum, ob das, was gesagt wird, wahr ist oder nicht. Um die Wahrheit sagen zu können, muss man sie jedoch erst kennen und ihr ins Auge blicken, auch wenn sie möglicherweise bitter schmeckt.

Über Gespräche und Diskussionen wurden die Schülerinnen und Schüler an das Thema herangeführt. Es kamen dabei viele interessante Aspekte bzw. Teilaspekte zur Sprache und zur bildnerischen Umsetzung. Sie reichen von der sichtbaren Wirklichkeit, also von all dem, was das Auge wahrnimmt, über die Realität der Welt im positiven (alles Schöne, Erfreuliche) wie im negativen Sinne (alle Probleme der Welt) bis hin zur Wahrheit und Lüge als Hirngespinnste in den Köpfen der Menschen. Das, was die Menschen sagen – auch wenn sie denken, es sei die Wahrheit – hat oft nichts mit Wahrheit, ja schon gar nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Die Schülerinnen und Schüler sprachen über Wahrheit und Lüge im Leben, in der Werbung, in den Medien, sie diskutierten über das Elend in der Welt, über politische Gefangene, Hunger, Krankheit, Alter, Armut, Aids, Krieg, Hass, Folter, Rassismus, über das Dritte Reich und die Judenverfolgung, aber auch über Umweltzerstörung, Missachtung der Natur und über das Böse allgemein. Daraufhin versuchten sie bestimmte Aspekte aus der thematischen Vielfalt herauszufiltern und in unterschiedlichen Techniken bildnerisch umzusetzen und zu gestalten. Es entstanden unter anderem Acrylbilder, Collagen und Fotos.

So wird die intensive und kritische Auseinandersetzung mit der Komplexität des Themas „Wahrheit“ in der Vielfalt der Bilder eindrucksvoll sichtbar.



Liebe Leserinnen und Leser,

als wir Kinder waren, wurden wir von unseren Eltern ermahnt, „Sag die Wahrheit“, und wir wussten genau, was die Wahrheit war, die wir eigentlich nicht sagen wollten, taten es dann aber meistens doch, denn die Lüge lastete schwer auf unserem Gewissen. Damals beschränkte sich unser Verständnis von Wahrheit auf das, was wir getan oder nicht getan hatten. Aber dann wurden wir erwachsen, und eines Tages begegneten wir dem Wort im Plural – Wahrheiten – und seither haben wir das feste Gelände der Gewissheit verloren und streiten über die Wahrheit.

Unser Jahresthema: „Redet Wahrheit“ basiert auf dem biblischen Text Sacharja 8,16: „Rede einer mit dem anderen Wahrheit und richtet recht, schafft Frieden in euren Toren“. Auch hier scheint der Begriff eindeutig. Was aber ist mit uns geschehen, dass wir uns so abmühen mit der Wahrheit?

Jahrthema und Preisträger sind eng verbunden in diesem Jahr. Denn im Bereich der Medienberichterstattung wird besonders heftig um die Wahrheit gestritten. Was wird für wahr gehalten? Was nehmen wir wahr? In welchem Zusammenhang steht Wahrheit zu Wahrnehmung? Was wird verwahrt, um die Wahrheit zu beschneiden? Die Aufforderung an die Medien lautet: „Redet Wahrheit“, aber wird sie gehört, kann ihr Folge geleistet werden? In seinem Aufsatz „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“ bemerkt Brecht, dass es mutiger Menschen bedarf, die Wahrheit zu schreiben, denn sie wird unterdrückt.

Aber wie erkenne ich die Wahrheit? Laut Brecht gehört Klugheit dazu, da sie „allenthalben verhüllt wird“. Ist es nicht oft unsere Sprache, die die Wahrheit verhüllt? Wir kennen das Jesuswort aus Johannes 14,6 „Niemand kommt zum Vater außer durch mich“, Wie lange haben Christen gebraucht, ehe sie diesen Satz in seiner ganzen Wahrheit verstanden? Mit ihm haben sie Juden erst theologisch ausgegrenzt und später nicht protestiert als sie verfolgt, entrechtet und ermordet wurden. Rosenzweig hatte schon 1913 auf den Denkfehler christlicher Interpreten hingewiesen, aber wer hatte seinen Briefwechsel mit Ehrenberg wahrgenommen? Oder welcher christliche Interpret wagte es, die soziale Wirklichkeit dieses Satzes zu erkennen, dass Jesus, der Jude, diese Aussage zu seinen jüdischen Jüngern macht? Die Wahrheit blieb lange verhüllt. Heute wissen wir, dass dieser Satz nicht exklusiv verstanden werden darf, sonst ist er theologisch, philologisch und historisch falsch.

Also, was hat es mit dem absoluten Wahrheitsanspruch der Religionen auf sich? Steht ihm die biblische Aufforderung „Redet Wahrheit“ nicht entgegen?

Oder wie steht es mit der historischen Wahrheit? Welche Fakten haben die neuen Historiker in Israel aufgedeckt? Welche Wahrheiten des Zionismus sind verrückt worden oder haben sich als falsch erwiesen? Oder, wie steht es mit dem Erinnerungsnarrativ der Juden und Palästinenser in Israel? Können zwei Wahrheiten neben einander bestehen?

Zurück zu Sacharja. Wenn wir den Text erneut lesen, merken wir, dass das Wort ‚Wahrheit‘ nicht isoliert als abstrakter Begriff da steht, sondern eingebettet ist in eine Gemeinschaft, er soll etwas bewirken, nämlich „Frieden in euren Toren“. „Die Bibel in gerechter Sprache“ betont dann auch einen anderen Bedeutungsstrang des hebräischen Wortes *emet* indem sie „redet verlässlich“ miteinander“ übersetzt. Es geht hier also nicht um den abstrakten Begriff ‚Wahrheit‘, sondern um etwas, das dem Gemeinwohl dient und das Leben untereinander harmonisch und friedlich gestalten soll.

Unsere Fragen an das Jahresthema „Redet Wahrheit“ haben die Gefahr der Loslösung des Wortes *Wahrheit* von der sozialen, politischen und zwischenmenschlichen Wirklichkeit gezeigt. Wer weiß, was Wahrheit ist, wenn er nicht weiß, was seinen Bruder, seine Schwester schmerzt? „Redet Wahrheit“ – kann ich mich auf dein Wort verlassen?

Text- und Bildbeiträge in diesem Heft mögen dazu beitragen, die Wahrheit aus ihrer abstrakten Erstarrung zu lösen, und herabsteigen zu lassen in unsere alltägliche Wirklichkeit.

Eva Schulz-Jander

Das Redaktionsteam

Eva Schulz-Jander, Hans Maaß, Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch

INHALT

4 EDITORIAL

Blickpunkt Gesellschaft und Politik

- 7 RACHEL CHALFI: Chamäleon
- 8 BUNDESPRÄSIDENT HORST KÖHLER: Wahrheit und Politik
- 10 ESTHER SCHAPIRA: Von der Freiheit, die Wahrheit zu sagen
- 13 GEORG M. HAFNER: Darf eine Kanzlerin nicht schwitzen?
- 16 RUDOLF W. SIRSCH: Interview mit Günter Wallraff
- 20 MARIE-LUISE UND MARTIN STÖHR: Wahrheit und Versöhnung in Südafrika
- 23 PETRA SCHOTT: Liebe Clara
- 24 HANNA-RENAE LAURIEN: Müssen Politiker lügen?
- 24 CHRISTIANE DÜRRSCHNABEL: „Wie kommt es nur ...“

Blickpunkt Theologie und Philosophie

- 25 G.E. LESSING: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheiten ...“
- 26 KLAUS WENGST: „Redet Wahrheit“. Anmerkungen zum Jahresthema 2007
- 29 HANS MAAß: Die Wahrheit hat viele Verwandte
- 30 Dabru emet
- 32 Christliche Stimmen zu Dabru emet
- 35 Zeitenössische jüdische Stimmen zum Christentum
- 45 Franz Rosenzweig an Rudolf Ehrenberg
- 46 MOSHE ZUCKERMANN: 21. Januar 1793
- 46 CHR. DÜRRSCHNABEL: „Die Wahrheit saß nackt im Garten im Schatten ...“

Blickpunkt Bildung und Erziehung

- 47 MARTIN BUBER: „Ich öffne das Fenster ...“
- 48 HANS-JOACHIM WERNER: „Die rechte Aufgeschlossenheit“
- 52 HANS MAAß: Ungeliebte Wahrheit
- 53 MANNHEIMER SCHÜLER: „Sag die Wahrheit!“
- 54 CHR. DÜRRSCHNABEL: „Einst wandelte die Fabel im sommerlichen Garten ...“

Blickpunkt Israel

- 55 YEHUDA AMICHAÏ: Der Ort, an dem wir recht haben
- 56 MOSHE ZIMMERMANN: Die „neuen Historiker“ im Ringen um die ewige Wahrheit
- 61 RICKLEF MÜNNICH: Brief aus Jerusalem Juli 2006
- 62 KATJA KRIENER: Ein Sommer voller Widersprüche
- 64 ROSI BEN YAKOV: Flüchtlinge in der Tiefgarage
- 64 CHR. DÜRRSCHNABEL: „Fabel und Wahrheit lebten einträchtig im Garten ...“
- 65 Peter Myrczik, GCJZ Rhein Neckar

Weitere Beiträge im Internet

BERTHOLD BRECHT: Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit
GEORG BÜCHNER: Der hessische Landbote
GÜNTER ANDERS – CLAUDE EATHERLY: Die Wahrheit wird euch frei machen
PAPST BENEDIKT XVI.: Glaube, Vernunft und Universität
PLATON: Höhlengleichnis
HANS CHRISTIAN ANDERSEN: Des Kaisers neue Kleider
CHRISTINE HOLZKAMP: Wissen wollen – die Stiftung ZURÜCKGEBEN



Weitere Schriften zum Nachlesen
finden Sie auf den Internetseiten des
Deutschen Koordinierungsrates:
www.deutscher-koordinierungsrat.de

Chamäleon

Bebende Flächen im betäubten Traum
des Chamäleons

Deine Lügen haben betörende Farben
Violett und Blau versinken im Dunkel
sie sind Lügen und sie sind nicht

durchsichtig

es kann eine Lüge nicht durchsichtig sein
sollen die Leute mir nicht sagen

die Lüge sei durchsichtig

denn jede Lüge hat ihr Fleisch ihren Farbton ihr
Zittern und jede Lüge schafft um sich
eine kleine und fühlbare
lebende Wahrheit



Die Wahrheit war ein Spiegel in den Händen Gottes. Er fiel herunter und zerbrach, und jeder Mensch nahm eine Scherbe des Spiegels, und jeder dachte, dass er nun die ganze Wahrheit in Händen hielte. Aber die Wahrheit war in verschiedenen Händen.

IRANISCHES GEDICHT

Chamäleon, Rachel Chalfi, Ich ging durch Meer und Stein,
Hrsg. Ita Kaufmann, Serie Piper 1989



BUNDESPRÄSIDENT
HORST KÖHLER

Wahrheit und Politik

Wodurch wird Wahrheit in der Politik bedroht? – An erster Stelle natürlich durch die Lüge, durch die bewusste Verdrehung, Beugung oder Unterdrückung der Wahrheit.

„Was ist Wahrheit?“

Eine der wohl am häufigsten zitierten Bibelstellen zum Thema „Wahrheit und Politik“ steht im Passionsbericht des Johannes-Evangeliums. Am Ende des Verhörs durch Pilatus sagt Jesus: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis ablege. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme.“ Pilatus, der Jesus wenig später zur Kreuzigung freigegeben wird, reagiert darauf mit der bekannten Frage: „Was ist Wahrheit?“ (Joh. 18,37f)

Diese Worte des Pilatus sind weit mehr als eine bloße Frage. Sie sind ein Dementi. Wer so fragt, bestreitet, dass es überhaupt eine gemeinsame Grundlage für die Wahrnehmung von Wirklichkeit – und damit auch für die zwischenmenschliche Kommunikation – gibt. Es ist kein Zufall, dass der Dialog zwischen Jesus und Pilatus nach dieser Frage abbricht. Für viele ist diese Bibelstelle der Beleg dafür, dass Pilatus nichts Anderes ist als ein zynischer Machtpolitiker, dem nichts heilig ist, der die Maßstäbe seines Handelns nach politischer Opportunität selbst bestimmt und der – wenn er es für nötig hält – auch über Leichen geht.

„Wahrhaftigkeit und Politik wohnen selten unter einem Dach.“ – Hinter diesem Satz von Stefan Zweig steckt ein weit verbreitetes Vorurteil. Ob es berechtigt ist, lässt sich nur schwer sagen. Vermutlich ist die Politik auch in puncto Wahrhaftigkeit nur ein Spiegel der Gesellschaft, die sie vertritt. Aber auch das ist natürlich kein Trost, ob schon man zugunsten der Politikerinnen und Politiker auch darauf hinweisen muss, dass kaum eine Berufsgruppe so sehr durch das Wort handelt und so sehr am gesprochenen Wort gemessen wird wie sie.

Lügen und Halbwahrheiten

Doch konkret: Wodurch wird Wahrheit in der Politik bedroht? – An erster Stelle natürlich durch die Lüge, durch die bewusste Verdrehung, Beugung oder Unterdrückung der Wahrheit. In der moralischen Bewertung eines solchen Verhaltens sind wir uns wahrscheinlich sehr schnell einig: Kein Mensch darf das. Und ein Politiker erst recht nicht. Und schon gar nicht zu Wahlkampfzwecken.

Aber ist die Welt immer so einfach? Gibt es da nicht auch Zweifels- und Grenzfälle: Etwa wenn ein Politiker durch die Offenbarung der Wahrheit die Sicherheit seines Landes und der ihm anvertrauten Menschen gefährden würde? Stößt dann das Gebot zur Wahrhaftigkeit nicht an eine Grenze? Und kann die Verschleierung einer furchtbaren Wahrheit in bestimmten Situationen nicht sogar ein Gebot der Barmherzigkeit (oder der Klugheit) sein? Jurek Becker setzt sich in seinem Roman „Jakob der Lügner“ auf packende Weise mit dieser Frage auseinander, ohne dass er eine Antwort darauf finden würde. Wir alle können nur hoffen, dass uns Situationen erspart bleiben, in denen die Lüge menschlicher erscheint als die Wahrheit.

Wahrheit ist mehr als die Abwesenheit von Lüge. Wahrheit zu reden, bedeutet auch, dass man Probleme nicht verdrängt oder beschönigt, sondern sie – im wörtlichen Sinne „wahrnimmt“. Das allerdings ist leichter gesagt als getan, denn zwischen Verharmlosung und Dramatisierung liegt häufig nur ein schmaler Grat. Hinzu kommt, dass das, was wahr und richtig ist, sich manchmal erst im Nachhinein erweist: War es sinnvoll, im vergangenen Winter Millionen von Euro aus Steuergeldern für Medikamente gegen die Vogelgrippe auszugeben? Aus heutiger Sicht werden manche diese Frage vielleicht eher vernei-

nen – es ist schließlich noch einmal gut gegangen. Vor einem Jahr jedoch, als niemand den Ausgang der Geschichte kennen konnte, wäre der Verzicht auf diese Vorsorgemaßnahme schlicht verantwortungslos gewesen.

Auch durch die mangelnde Transparenz politischer Entscheidungen und Prozesse kann die Wahrhaftigkeit der Politik beschädigt werden. Die so genannte Politikverdrossenheit und die steigende Zahl von Protestwählern haben ihre Ursache auch darin, dass viele Menschen sich nicht mehr als Souverän ihres Staates begreifen, sondern als Opfer anonymer Prozesse, ausgelöst von „denen da oben“ in „Berlin“ oder „Brüssel“, die sowieso nach ihren eigenen Gesetzen, ihrer eigenen Wahrheit leben. Jeder politische Mandatsträger steht in der Pflicht, durch sein Handeln einem solchen Eindruck mit aller Kraft entgegen zu treten.

Wenn wir also die Aufforderung des Propheten Sacharja ernst nehmen, Wahrheit zu reden, dann müssen wir uns nicht nur gegen Lüge, Verdrängung und Halbwahrheit wenden, sondern auch gegen undurchsichtige Strukturen, ungeklärte Zuständigkeiten und gegen die schleichende Diffusion von Verantwortung. – Wir müssen uns also einsetzen für Transparenz. Wahrhaftige Politik muss bereit sein, sich selbst immer wieder neu zu erklären; sie muss bereit sein, den schützenden Kokon des Polit-Jargons zu verlassen – auch auf die Gefahr hin, dass sie dabei in Frage gestellt wird.

Wahrheit reden, Wahrheit hören

Wahrheit offenbart sich in der Kommunikation. Die Frage nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der Politik richtet sich deshalb nicht allein an Politikerinnen und Politiker, sondern genauso an die Übermittler und Empfänger politischer Bot-

schaften, also an die Medien und die Bürger. Letztere müssen sich fragen lassen, ob sie nicht durch ihr Nachfrageverhalten bestimmte Entwicklungen in der Politik mitbestimmt haben. Wer lieber Talkshows als Bundestagsdebatten verfolgt, darf sich nicht wundern, wenn manche Politiker das Fernsehstudio für die Bühne der Nation halten. Und die Medien müssen sich fragen lassen, ob die Tendenz zu Verkürzung und Dramatisierung nicht auch zu einer Verflüchtigung von Wahrheit beiträgt. Wer in einem Fernseh- oder Hörfunkinterview einen komplizierten Sachverhalt in 30 Sekunden erklärt haben möchte, nimmt in Kauf, dass dabei Details auf der Strecke bleiben. Um nicht missverstanden zu werden: Auch in einer Mediengesellschaft bleiben Politikerinnen und Politiker verantwortlich für das, was sie sagen und tun. Aber dieser Verantwortung gerecht zu werden, ist heute schwerer als in früheren Zeiten.

Wahrheit und Mehrheit

Die Bibel spricht von der Wahrheit nur im Singular. Und schon das ist ein hoher Anspruch, dem wir nicht immer gerecht werden. In einer pluralistischen und demokratischen Gesellschaft erleben wir jedoch, dass es häufig mehrere „Wahrheiten“ gibt, die zum Teil sogar im direkten Widerspruch zueinander stehen. Gesundheitsprämie oder Bürgerversicherung? Gesetzlicher Mindestlohn oder staatlich subventionierte Kombi-lohnmodelle? Mehr Markt oder mehr Staat? Hinter jeder dieser Alternativen steht eine andere Überzeugung von der Wahrheit und eine andere Vorstellung darüber, welche Wahrheit maßgeb-

lich ist. Für jede dieser Optionen gibt es gute Gründe. Jede ist für sich genommen plausibel. Und dennoch schließen sie sich gegenseitig aus.

Wie sollen wir mit solch unterschiedlichen Wahrheiten umgehen? Wir können die Wahrhaftigkeit prüfen, mit der die Befürworter und Gegner der einzelnen Optionen argumentieren. Wir können und müssen prüfen, welche Option am besten zu unserer jeweiligen Ausgangssituation passt. Vor allem aber müssen wir begreifen, dass es in der Demokratie auch ein Ethos des Kompromisses gibt. Ein guter Kompromiss ist das Resultat des Ringens um eine gemeinsame Wahrheit. Daneben gibt es allerdings auch faule Kompromisse – etwa solche, die auf Verdrängung und falschen Vorannahmen beruhen oder die zu Lasten Dritter geschlossen wurden. Dass solche Kompromisse nicht wahrhaftig sein können, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Aus religiöser Perspektive ist Wahrheit etwas Vorfindliches und Absolutes. Die Religionen tun sich schwer mit der Vorstellung, dass es mehr als eine Wahrheit geben und dass diese womöglich sogar das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses sein könne. Schon aus diesem Grund stehen Religion und Demokratie häufig in einem Spannungsverhältnis. Verkürzt gesagt: Das Ethos der Religion ist die Wahrheit, das der Demokratie ist die Mehrheit. Bei uns in Deutschland ist dieses Dilemma zuletzt bei der Debatte um den Rückzug der katholischen Kirche aus dem gesetzlichen System der Schwangerenkonfliktberatung sichtbar geworden.

Diese Grundspannung zwischen Wahrheit und Mehrheit lässt sich kaum auflösen. Die Religion wäre nicht mehr Religion, wenn über Glaubensinhalte abgestimmt würde; und die Demokratie wäre nicht mehr Demokratie, wenn Mehrheitsentscheidungen durch Dogmen ersetzt würden. Voneinander lernen können jedoch beide: Die Politik kann von der Religion lernen, dass unsere freie und plurale Gesellschaft auf Werten beruht, die nicht zur Abstimmung stehen und die sich auch nicht beliebig relativieren lassen. Sonst nämlich kämen wir tatsächlich in eine gefährliche Nähe zu jener Haltung, die wir an Pontius Pilatus kritisieren. Und die Religion kann von der Politik lernen, dass auch ein ehrlich errungener Kompromiss Respekt und Anerkennung verdient – auch wenn er das, was man selbst für Wahrheit hält, nur zum Teil wiedergibt.

Bundespräsident Prof. Dr. Horst Köhler, geb. 1943, Studium der Wirtschaftswissenschaften, 1976 Eintritt in die Grundsatzabteilung des Bundeswirtschaftsministeriums, 1977 Promotion, 1990 Staatssekretär, 1993 Präsident des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes, 1998 Präsident der Europäischen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung in London, 2000 Geschäftsführender Direktor des Internationalen Währungsfonds IWF in Washington, Am 23. Mai 2004 wählte ihn die Bundesversammlung zum neunten Bundespräsidenten.

Der große Feind der Wahrheit ist sehr häufig nicht die Lüge – wohl bedacht, erfunden und unehrlich – sondern der Mythos – hartnäckig, überzeugend und unrealistisch.

JOHN F. KENNEDY





Von der Freiheit, die Wahrheit zu sagen

Auf dem Grabstein des „berühmten Rabbi Schloime Rosenbach“, der vor 300 Jahren in der Bukowina gelebt habe, soll die Inschrift stehen: „Wahrheit ist das wertvollste aller Güter und soll gehandhabt werden mit Sparsamkeit und Zurückhaltung“. So jedenfalls zitiert es André Kaminski in seinem wundervollen Roman „Nächstes Jahr in Jerusalem“.

ESTHER SCHAPIRA
PREISTRÄGERIN DER BUBER-
ROSENZWEIG-MEDAILLE 2007

Auch die späteren Herren der Bukowina, die kommunistischen Machthaber, beherzigten die Erkenntnis des Rabbis nach Kräften. Wie viel Wahrheit dem Volk zugemutet werden konnte, entschied vorsichtshalber das allwissende Politbüro und löste damit die Zensur der Nationalsozialisten ab, die die Region zuvor heimgesucht hatten.

Was des Rabbis Gebrauchsanweisung zum Umgang mit der Wahrheit so zeitlos aktuell machte, war die Vermutung, dass es sich dabei um ein bewährtes Überlebensrezept handelte. Tatsächlich darf wohl mit einiger Berechtigung unterstellt werden, dass sowohl die Lebensdauer des 1000jährigen Reiches als auch die der Herrschaft des Proletariats sich durch verschwenderischen Umgang mit der Wahrheit verkürzt hätte. Und was den Rabbi selbst angeht, so wusste er nur zu gut, dass es für Juden ein ums andere Mal lebensrettend war, nicht als solche erkannt zu werden. Freilich, und das gilt es festzuhalten, alle diese Beispiele beziehen sich auf das Überleben der oder das Überleben in der Diktatur.

Kennzeichen der Demokratie ist es dagegen, der Bevölkerung möglichst ungehinderten Zugang zur Wahrheit zu garantieren. Jeder hat das Recht, die Wahrheit zu sagen und es ist die Pflicht des demokratischen Staates dafür zu sorgen, dass dies möglich ist. Unübersehbar aber ist die Freiheit des Wortes seit einigen Jahren gleich zweifach gefährdet: durch Drohungen und durch die Verleugnung dieser Realität. Unliebsame Wahrheiten auszusprechen wird zunehmend gefährlich.

So ist es unbestreitbar, dass rechtsradikales, rassistisches Gedankengut vor allem in Ostdeutschland breiten Rückhalt in der Bevölkerung hat und dass kein Ausländer, Schwuler, Jude und schon gar kein Dunkelhäutiger auf die Idee käme, in der Sächsischen Schweiz oder in Brandenburg Urlaub zu machen. Journalisten aber, die diese Wahrheit verbreiten, werden von zwei Seiten zugleich angegriffen: Von breiten Teilen der Bevölkerung, die zwar NPD wählt, aber nicht als rechtsradikal geoutet werden will und von Politikern, die sich mehr Sorgen um das Image

Deutschlands in der Welt machen, wenn über „No go areas“ berichtet wird, als über die Sicherheit von Menschen, die in diesen Gebieten verfolgt werden. Noch dramatischer, weil weit über die deutschen Grenzen hinausreichend, ist die Gefährdung durch den politischen Islam. Und auch hier machen Angreifer und Wahrheitsleugner gemeinsame Sache. Journalisten und Künstler werden bedroht, wenn sie das Recht auf freie Meinungsäußerung nutzen und vor dem Vormarsch der Islamisten warnen und flugs sind jene zur Stelle, die sie zur Mäßigung aufrufen und die freie Debatte als schädliche Provokation denunzieren.

Schleichend wird so eine Grundfeste der Demokratie unterpült. Wir beginnen, zurückhaltend mit der Wahrheit umzugehen, eben nicht mehr sorglos alles zu sagen, was wir wissen. Schlimmer noch: jene, die sich partout nicht an das neue Diktum der dosierten Wahrheiten halten

wollen, geraten unversehens in die Rolle des gefährlichen und gefährdeten Unruhestifters. Und der Grund für diese Entwicklung ist einmal mehr: Angst. Angst aber verträgt sich nicht mit dem Bild des selbstbewussten, aufgeklärten Zeitgenossen, der weder Tod noch Teufel scheut. Und so kaschiert sich die Angst als Toleranz und Rücksichtnahme auf die Gefühle anderer. In den vergangenen Jahren gab es eine ganze Reihe einprägsamer Beispiele für diesen Mechanismus. Erst weit entfernt, dann schon in unmittelbarer europäischer Nähe, schließlich vor der Haustür.

Fangen wir vor dem schönen Eingang zur Deutschen Oper in Berlin an. Im September 2006 hätte sich deren Tür öffnen sollen, um den Besuchern Einlass zu gewähren zur Oper Idomeneo. Nicht jedem gefällt dieses Werk und erst recht nicht die etwas grob aktualisierte Inszenierung des Regisseurs Hans Neuenfels. Das wäre an sich

noch kein Problem. Zum Skandal aber wurde die Oper, weil sie nicht gespielt wurde. Die Intendantin Kirsten Harms hatte das Stück kurzerhand vom Spielplan gestrichen, weil sie polizeiliche Warnungen erhalten hatte, dass acht Minuten der Inszenierung am Schluss möglicherweise ein Sicherheitsrisiko darstellten, weil sich Muslime hätten gekränkt fühlen können. Künstler und Publikum schienen ihr in akuter Gefahr. Viel Vermutung, wenig Wissen. Harms aber nahm die Warnung so ernst, dass sie, ihrer Fürsorgepflicht gehorchend, Sicherheit über die Freiheit der Kunst stellte. Die Oper war keine Neuinszenierung, sondern lediglich eine Wiederaufnahme eines Werks, das vier Jahre zuvor ohne ernsthafte Probleme Premiere gehabt hatte. Nicht das Stück also hatte sich verändert, wohl aber unsere Wahrnehmung dessen, was als zumutbare künstlerische Wahrheit gelten darf, vor allem aber, welche Gefahren mit eben dieser Wahrheit verbunden sein können. Die Intendantin wurde heftig gescholten, quer durch die politischen Parteien. Aber mit welcher klammheimlichen Erleichterung mag ihre Entscheidung bei viel zu vielen registriert worden sein? Immerhin blieb es ihnen so erspart, ihre Wehrhaftigkeit unter Beweis zu stellen, wenn es wirklich rund gegangen wäre. Wie lange hätten deutsche Politiker wohl Polizeikräfte abgestellt, um das Theater zu schützen, wenn weltweit deutsche Fahnen und Botschaften gebrannt hätten und deutsche Waren boykottiert worden wären? Wie lange hätte es gedauert bis nicht nur die üblichen Verdächtigen aufgerufen hätten, das Stück „freiwillig“ vom Spielplan zu nehmen, weil es Muslime beleidige und weil Respekt vor den religiösen Gefühlen nichts zu tun habe mit Zensur? Der Lackmustest steht noch aus.

Der 11. September 2001 – das waren die USA. Und nach anfänglicher Bestürzung, nach Mitleid und Fassungslosigkeit setzte rapider Realitätsverlust ein. Längst ist es gesellschaftlicher Mainstream, die Amerikaner verantwortlich zu machen für den Terror. Spätestens mit dem Amtsantritt des so wunderbar ins antiamerikanische Klischee passenden „Cowboys“ Georg W. Bush ist die Sache klar: Ohne kulturelle Bevormundung, ohne Ölinteressen und natürlich ohne die Kriege in Afghanistan und Irak kein Terrorismus und damit keine Gefährdung des Westens. Dass Al Quaida das Massaker des 11. Septembers geplant und vorbereitet hatte als Bill Clinton noch Präsident war und dass es eben dieser Präsident war, der in Bosnien militärisch interveniert hatte, um der muslimischen Bevölkerung zu Hilfe zu eilen, dass also amerikanische Soldaten ihr Leben riskierten, um im fernen Europa Leben zu retten, während die Europäer selbst einmal mehr tatenlos diskutierten und dem Sterben zusahen – für diese Wahrheit war sehr bald schon kein Platz mehr.

Und doch hatte die Angst nun auch Europa ergriffen. Die Bilder des einstürzenden World Trade Centers wird niemand mehr los. Umso heftiger werden sie abgewehrt. Nicht der Westen ist gemeint, sondern die USA. Und als die Botschaften der Terroristen selbst für derlei Feinsinnigkeiten keinen Platz mehr ließen, weil die Bomben nun in London und Madrid detonierten, dann war es eben die europäische Solidarität mit der falschen Politik der USA und natürlich Israel, die die islamische Welt unnötig kränkt und provoziert. Je mehr Tote der Terror der Islamisten fordert, umso lauter werden die Stimmen derer, die die muslimische Welt mit Wohlverhalten mildestimmen wollen.

Doch die Rechnung wird nicht aufgehen, sie kann nicht aufgehen. Warum auch sollten die Islamisten Zurückhaltung üben, wenn sie allenthalben erleben, dass der Westen ängstlich zurückweicht, dass also die Strategie der Einschüchterung überaus erfolgreich ist? Die geradezu rührenden Bemühungen, sich in den Aggressor einzufühlen, dem Terror eine sinnstiftende politische Dimension zu geben, ihn schließlich solange umzudeuten, bis aus „Terror“ „bewaffneter Widerstand“ geworden ist, wird schon deshalb keinen Erfolg haben, weil die Wahrheit durch alle Ritzen des mühsam zusammengeschusterten Argumentationsgebäudes durchscheint. Es ist die Angst, dem Gegner nicht gewachsen zu sein. Eine Art „Stockholm Syndrom“ beeinflusst zunehmend die politische Debatte. Wie die Geisel, die keine Fluchtmöglichkeit sieht und sich deshalb in den Geiselnehmer verliebt, beginnt der Westen, sich zu unterwerfen, um der Angst Herr zu werden. Doch die Unterwerfung führt nur zu Verachtung, nicht zu Respekt. Oder, um es mit den Worten des Politikwissenschaftlers Bassam Tibi zu sagen: „Je schwächer die Muslime den Partner einschätzen, desto größer ist der Ärger, der von ihnen ausgeht.“

Wie sehr die Vorsicht, also der Geist des Appeasements, bereits Einzug gehalten hat, zeigt schon die Wortwahl. Es ist unbestritten das erklärte Ziel der palästinensischen Hamas, den Staat Israel zu zerstören und seine jüdischen Bewohner zu ermorden und zu vertreiben. Das haben sie Anschlag für Anschlag bewiesen, weshalb die EU der Wahrheit schließlich die Ehre gab und diese Organisation nach intensiver politischer Beratung notgedrungen als Terrororganisation einstufte. In den Nachrichten aber mutiert sie zur „radikal islamischen Organisation“ und ihre Mitglieder sind schlicht „Aktivisten“, zumal seit die Hamas als Sieger einer allseits beurkundeten demokratischen Wahl an die Macht gekommen ist. Die Wahrheit lautet aber, dass demokratisch eine Terrororganisation an die Macht gekommen ist. Gerade Deutsche sollten wissen, dass eine de-

mokratisch legitimierte Machtübernahme im Ergebnis das Gegenteil von Demokratie bedeuten kann. Und was diese gewählte Regierung von demokratischer Politik, nämlich Verhandlungen mit dem Ziel friedlicher Koexistenz, hält, das steht schon in der Charta der Hamas. „Für das Palästina-Problem gibt es keine andere Lösung als den Jihad. Friedensinitiativen sind reine Zeitverschwendung, eine sinnlose Bemühung.“ (Artikel 13)

Wie soll man also umgehen mit demokratisch gewählten Terroristen? 500 Millionen Euro jährlich zahlte die EU bis zu den Wahlen. Soviel wie keinem anderen Volk der Welt. Verzweifelt hofften die Europäer auf einen Ausweg, der sie das Gesicht wahren und weiter zahlen lässt. Doch warum? Diese Zahlungen erinnern an Schutzgelder, mit denen man sich vom Terror freikaufen will. Wir zahlen an Euch und Eure muslimischen Brüder lassen uns in Ruhe.

Ginge diese Rechnung auf, das Geld wäre gut angelegt. Tatsächlich aber interessiert sich Bin Ladin so wenig für das Schicksal der Palästinenser wie die Führer der Hamas für das Wohl ihres Volkes. Im Gegenteil, deren Schicksal soll sich nicht verbessern, um als Rekrutierungsargument für den heiligen Krieg dienen zu können. Längst wird mit den Bildern aus Palästina auf allen arabischen Fernsehkanälen und im Internet um die jungen Muslime in Europa geworben. Sie sollen sich mit den palästinensischen Opfern identifizieren und gegen den Westen in die Schlacht ziehen. Und dabei geht es keineswegs nur um die Befreiung Palästinas, also die Zerstörung Israels, sondern um die Verbreitung des Islam in Europa. Ob Hamas, Hisbollah, Al Quaida oder eine der vielen anderen Terrororganisationen – sie alle berufen sich auf den Islam und zitieren aus dem Koran die Verse, mit denen sie in den heiligen Krieg ziehen.

Ob sie korrekt zitieren, werden hierzulande nur wenige wirklich kompetent beurteilen können. Dennoch gerieren sich Politiker und Friedensfreunde als Islamexperten und beteuern, dass der Terror nichts mit der Religion zu tun habe, weil Islam Frieden bedeute und lediglich von einigen wenigen missbraucht werde. Aber was ist, wenn die Mörder korrekt zitieren? „Das ist kein Missbrauch“, behauptet eine Frau, die mit den Lehren des Propheten aufgewachsen ist. Was im Koran und in den Hadithen stehe, habe „mehr mit Bin Ladin zu tun als mit den schönen Worten europäischer Islamreformer.“ Sie stammt aus Somalia und hat sich vor der Intoleranz und der religiös legitimierten Unterdrückung der Frau nach Europa in die Niederlande geflüchtet. Hier glaubte Ayaan Hirsi Ali sicher zu sein. Sie vertraute auf die demokratische Freiheit, die Wahrheit zu sagen, und nutzte sie.

Doch spätestens als sie sich die Freiheit nahm, sich von ihrer Religion loszusagen und öffentlich zu behaupten, nicht der Missbrauch desselben, sondern der Islam selbst sei das Problem, weil er keine Auf-



Man sollte dem anderen die Wahrheit wie einen Mantel hinhalten, dass er hineinschlüpfen kann, und sie ihm nicht wie einen nassen Lappen um die Ohren schlagen.

MAX FRISCH

klärung erlebt habe, endete ihre Freiheit. Tag und Nacht wird sie nun von acht Personenschützern begleitet. Ayaan Hirsi Ali gehört zu den meistgefährdeten Menschen der Welt. Wie ernst die Morddrohungen der „heiligen“ Krieger gemeint sind, zeigte der 2. November 2004. An diesem Tag richtete ein in Amsterdam geborener Moslem marokkanischer Abstammung den Regisseur Theo van Gogh auf offener Straße hin. Vor aller Augen streckte er ihn mit Pistolenschüssen nieder. Anschließend schnitt er ihm die Kehle durch und rammte einen Drohbrief gerichtet an Ayaan Hirsi Ali in die Brust seines Opfers. Van Goghs Verbrechen bestand darin, einen provokativen Film über die Unterdrückung islamischer Frauen gedreht zu haben, für den Ayaan Hirsi Ali das Drehbuch geschrieben hatte. Seither ist nichts wie vorher. Nicht in den Niederlanden und nicht bei uns. Auch wenn der Mörder sein eigentliches Opfer Ayaan Hirsi Ali nicht erreichen konnte. Sein Ziel hat er erreicht. Der Film wurde nie wieder gezeigt. Angst prägt nun die Debatte und führt zu meist uneingestandener Selbstzensur. Mehr noch: die öffentliche Meinung wandte sich zunehmend gegen die Hirsi Ali, die Unruhestifterin. Hätte nicht gerade sie mehr Zurückhaltung in ihrer Kritik zeigen müssen, schließlich wusste sie doch um die Empfindsamkeit der männlich muslimischen Seele? Wie konnte sie der Versprechung der Demokratie so vorbehaltlos Glauben schenken? Plötzlich stand die Kränkung der Muslime im Mittelpunkt der Debatte und nicht der Mord.

Auch die 12 Urheber der Mohammed Karikaturen in Dänemark stehen weiterhin unter Polizeischutz und arbeiten, wenn überhaupt, aus dem Untergrund. Verkehrte Welt, verkehrte Wahrheit. Und auch in diesem Fall tat sich das übrige Europa schwer mit der Solidarität. Nur wenige Blätter druckten die inkriminierten Zeichnungen nach. Die meisten begnügten sich mit verbalen Beschreibungen und umständlichen Erklärungen, warum sie – aus Respekt, nicht aus Angst (!) – auf den Abdruck verzichteten. So konnten sich die wenigsten ein eigenes Bild machen über den Stein des Anstoßes. Was wir dagegen sahen, waren ausgiebige Bilder zorniger Männer und Frauen, die einmal mehr nicht anders konnten als westliche Botschaften anzugreifen, Fahnen zu verbrennen, europäische Einrichtungen zu verwüsten und „Tod allen Ungläubigen“ zu skandieren. Dass die Wenigsten die Karikaturen selbst gesehen hatten, spielte keine Rolle. Um gekränkt zu sein, reichten die Aufrufe in den Freitagsgebeten der großen Moscheen. Und wieder einmal verstand Europa die Botschaft nur zu genau und beeilte sich, Verständnis zu bekunden. Aus Kränkung wird affektive Leidenschaft, werden mildernde Umstände wegen mangelnder Zurechnungsfähigkeit.

Einmal abgesehen von der Herablassung, die in einer solchen Betrachtung steckt, weil sie das Gegenüber nicht als gleichwertig ernst nimmt, bedeutet es zugleich, sich damit abzufinden, dass der Staat sein Gewaltmonopol verliert. Nicht Gesetze definieren den

Rahmen der gesellschaftlich zulässigen Debatte, sondern die Angst vor der Gewalt. Wenn Journalisten anfangen, bei ihrer Suche nach der Wahrheit ängstlich zu formulieren, wenn sie vorsichtshalber bestimmte Themen meiden, wenn sie also „no go areas“ in ihren Köpfen akzeptieren, dann bekommt das demokratische Fundament Risse. Wir müssen auch unbequeme Wahrheiten aussprechen und dürfen nicht anfangen, „sparsam“ mit diesem kostbaren Gut umzugehen. Noch können wir es. So wenig, wie wir zulassen dürfen, dass es ganze Regionen Deutschlands gibt, in die Menschen sicherheitshalber nicht mehr gehen sollten, weil sie nicht der von Rechtsradikalen definierten Norm entsprechen, so wenig dürfen wir zulassen, dass Angst bestimmt, welche Wahrheit wir sehen, hören und lesen. Es ist unser aller Aufgabe, dafür zu sorgen, dass verschleierte Frauen ungefährdet an jeden Ort in Deutschland gehen können. Und es ist unsere Aufgabe dafür zu sorgen, dass jede und jeder kritisieren darf, dass Frauen sich verschleiern müssen.

Zu diesen unbequemen Wahrheiten gehört es, dass Scharia und Grundgesetz unvereinbar sind, dass eine wirkliche Integration der Muslime von ihnen verlangt, sich nicht dem Koran, sondern den Menschenrechten und den europäischen Gesetzen zu unterwerfen, dass wer hier lebt, auch die Freiheit Europas aushalten muss und das schließt auch und vor allem die Freiheit ein, Wahrheiten oder auch nur Gedanken auszusprechen, die andere vielleicht kränken könnten. Diese Freiheit, die Wahrheit zu sagen, ohne dafür auf dem Scheiterhaufen zu enden, wurde blutig erkämpft. Die Aufklärung musste gegen erbitterten Widerstand, nicht zuletzt der katholischen Kirche, durchgesetzt werden. Die Trennung von Staat und Kirche und die Verwirklichung von Gedanken- und Religionsfreiheit, die neben der Freiheit der Religionswahl eben auch die Freiheit

Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. HEINZ VON FOERSTER

einschließt, nicht zu glauben, gehört zu den Errungenschaften Europas, auf die die Bürger dieses Kontinents stolz sein können und die es zu verteidigen gilt. Wer aber, wie jetzt in England, die Sparschweine aus den Sparkassen verbannt, um die muslimische Kundschaft nicht zu kränken, der begeht Selbstmord aus Angst vor dem Tod. Und wer die Religion per Gesetz frei von Kritik halten will, der sorgt nicht für Respekt vor den Gläubigen, sondern errichtet erneut Denkverbote, die im Zuge der Aufklärung abgeschafft wurden. Wie gefährlich dieser Weg ist, hat nicht zuletzt der Papst an der Reaktion auf seine Regensburger Rede erfahren. Doch während die Angriffe auf Benedikt XVI. weltweit für Empörung sorgten, muss der Philosophieprofessor Robert

Redeker aus Toulouse jetzt ein Leben im Verborgenen führen. Gemeinsam mit seiner Familie musste er untertauchen, weil er sich in einem Artikel in Le Figaro mit dem Echo auf die Papst-Rede auseinandergesetzt und dabei den Schluss gezogen hatte, dass der Islam Gewalt und Hass verherrliche und Mohammed ein „gnadenloser Kriegsherr, Plünderer, Judenmörder und Polygamist“ gewesen sei. Nachdem Al Dschasira diesen Artikel aufgegriffen hatte, zirkulieren im Internet Mordaufrufe gegen Redeker. Aus Protest gegen den Vorwurf intolerant und gewalttätig zu sein, ermordeten Islamisten in Somalia eine Nonne und trachten jetzt dem französischen Philosophieprofessor nach dem Leben. Und ausgerechnet im säkularen Frankreich ging der Premierminister auf vorsichtige Distanz zu dem Bedrohten, die Bilder brennender Vorstädte im Kopf.

Die zornigen jungen Muslime aber, die tagelang die Nachrichtenbilder bestimmten, werden sich durch diesen neuerlichen Triumph der Gewalt ermutigt sehen und das machtvolle Gefühl genießen, dass die Gesellschaft ängstlich zurückweicht. Genau diese jungen Menschen aber müssen für die gemeinsame Verteidigung der Freiheit gewonnen werden. Sie sind, wie Bassam Tibi schreibt, wie „weiße Blätter“, die wir oder die Islamisten beschreiben. Wie das gelingen kann, dafür kann auch er kein Rezept nennen, aber der erste Schritt ist zweifellos die Akzeptanz einer weiteren unangenehmen Wahrheit: Europa ist ein Einwanderungskontinent, dessen Überleben auch von der Frage abhängt, ob es gelingt, die hier lebenden Muslime zu überzeugten Europäern zu machen, die sich der Tradition der Aufklärung verpflichtet fühlen. Dazu aber müssen wir Einwanderer nicht notgedrungen dulden, sondern sie ernst nehmen und uns mit ihnen auseinandersetzen. Und wir können von ihnen lernen – auch welch ein wertvolles Gut die Wahr-

heit ist. Die Einwanderin Ayaan Hirsi Ali streitet engagierter für die Verteidigung unserer Freiheit als etwa Kirsten Harms, die Intendantin der Deutschen Oper Berlin. Im Unterschied zu ihr, weiß die gebürtige Somalierin aus eigenem Erleben, wie es sich ohne Freiheit lebt und dass es letztlich keine Sicherheit ohne Freiheit gibt; die Freiheit, die Wahrheit zu sagen.

Esther Schapira, geb. 1961 in Frankfurt/Main, Studium der Germanistik und Anglistik, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft. Seit 1995 Redakteurin Fernsehen Politik und Gesellschaft (Ressortleiterin Zeitgeschichte) HR, Filmemacherin, Kommentatorin der „Tagesthemen“, Buchautorin.

Darf eine Kanzlerin nicht schwitzen?

„Wahr ist natürlich nicht, was geschieht, sondern wie es am nächsten Tag in der Zeitung geschildert wird“, schreibt der Journalist und Lyriker Hugo Sonnenschein, ein slowakischer Jude, der Auschwitz überlebte, aber 1953, von allen vergessen, in den Kerkern der Kommunisten in Prag starb.



GEORG M. HAFNER
PREISTRÄGER DER BUBER-ROSENZWEIG-MEDAILLE 2007

Würde Sonnenschein heute den Begriff „Wahrheit“ googeln, erhielte er mehr als 13 Millionen Einträge. Würde er „redet“ dazugeben, käme er immerhin auch noch auf eine Million Notizen, eingeschränkt auf „Redet Wahrheit“, blieben dann immer noch knapp 700 Treffer. Und damit sind wir mitten im Dilemma eines Journalisten. Die Recherche ist uferlos und dabei nicht einmal komplett. Denn wer Google benutzt, zieht nicht auch noch die zahlreichen anderen Suchmaschinen zu Rate, eine reicht. Und wenn es schnell gehen muss, und das muss es in der Regel besonders im täglichen Nachrichtengeschäft, werden bestenfalls die ersten 20 Treffer geöffnet und günstigenfalls auch gelesen.

Das 1998 von zwei Amerikanern gegründete Unternehmen ist unbestrittener Marktführer und eine Recherche ohne „Google“ ist eigentlich undenkbar. Dabei wissen wir, wie trickreich sich Informationsanbieter mit der geschickten Platzierung eines Begriffes an die Spitze der millionenfachen Einträge mogeln. *Search Engine Optimizer* nennen sich die Profis, die dafür sorgen, dass ihre Auftraggeber auf die ersten Plätze in den Trefferlisten kommen, nicht selten umgekehrt proportional zu ihrer tatsächlichen Bedeutung. Der Trick, nach oben zu kommen, besteht in einer vielfältigen Verknüpfung zu anderen Websites und durch aussagekräftige Stichwörter, die oft aber herzlich wenig zu tun haben, mit dem, was der Surfer sucht oder was den Journalisten bei seiner Recherche unterstützen könnte. Und noch weniger hat es mit der gesuchten Wahrheit zu tun, sondern ist oft genug reiner Datenmüll. Wer im Internet-Ranking oben ist, hat eine bessere Chance, dass seine Sicht der Wahrheit verbreitet wird, eine bessere jedenfalls als der der hinten steht oder schlicht überhaupt nicht im Netz ist. Auch das soll es noch geben.

Das ist die Ausgangslage auf der Suche nach Wahrheit und die Darstellung derselben im journalistischen Alltag. Um es an einem Beispiel festzumachen. Am frühen Morgen des 19. November 2002 sinkt ein Öltanker vor der spanischen Nordatlantikküste. Die „Prestige“ reißt 40.000 Tonnen Schweröl mit sich in 3.000 Meter Tiefe. Der Rest der Ladung, noch einmal rund 40.000 Tonnen, treibt auf die galizische Küste zu. Die Menschen, die nichts anderes haben als dieses Meer, sehen ohnmächtig ihrem eigenen Untergang zu, denn sie leben vom Meer und seinen Früchten und die will bald keiner mehr haben. Ein Desaster unfassbaren Ausmaßes. Die Bilder sind die Bilder einer Umweltkatastrophe. Und was ich sehe, überzeugt mich mehr als tausend Worte. Ich sehe erschütternde Bilder: galizische Fischer, die die ölige Pampe mit bloßen Händen wegschaffen und die doch gleich wieder doppelt nachkommt; Jugendliche in weißen Schutzanzügen und Atemmaske bis zu den Knien im Ölschlick der „Prestige“. Diese Bilder gehen um die Welt, es gibt Sondersendungen, Dokumentationen, die ersten Bücher zur Katastrophe sind schon auf dem Markt, da ist die „Prestige“ gerade erst gesunken.

Aber können wir den Bildern trauen? Ein „Tschernobyl des Meeres“ behaupten erste zornige Umweltschützer. Sie sagen es im Minutentakt in alle Mikrophone, die ihnen hingehalten werden und in die Notizblöcke der Reporter. Die zwischen geschnittenen Bilder lassen keinen Zweifel: „Ein Tschernobyl des Meeres“. Bilder lügen nicht, sagt man, aber ist das schon die ganze Wahrheit? Nein, denn weder erfahre ich, wer der Verantwortliche für dieses Umweltdesaster ist, noch weiß ich, ob es sich überhaupt um eine ökologische Katastrophe handelt. Aber um alleine diesen beiden einfachen Grundfragen eines Ereignisses gerecht zu werden, braucht der Journalist Monate intensiver Recherche. Und

selbst in dem ja keineswegs garantierten Fall, er findet die Wahrheit hinter den Bildern und hinter den ersten Entrüstungen, dann will sie keiner mehr wissen, denn wir sind längst durch ein anderes Ereignis in Beschlag genommen. Als Journalisten und als Konsumenten. Nur die Bilder bleiben. Sie wandern in die Fernseharchive und warten darauf, wieder gefunden zu werden, abrufbar zur erneuten Verwendung bei vergleichbaren Katastrophen. Sie finden sich fortan, gut beschriftet in einem Bildspeicher, aus dem wir uns auf Mausclick bedienen können für die nächste Story. Dann ist es nur eine aufhaltende Nebensache, was aus den Fischern in Galizien geworden ist, ob die Strände weiter kleben und stinken, ob der angerichtete Schaden behoben ist und ob die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen worden sind. Apostolos Manguras, der Kapitän der „Prestige“, ein 68-jähriger Rentner aus Athen, wird erst ein Jahr nach dem Unfall aus spanischer Untersuchungshaft entlassen. Ein bedauernswerter, gebrochener Mann sitzt vor mir, der um sein Schiff gekämpft hat und trotzdem in der Aufgeregtheit jener Tage als der eigentliche Schurke galt. Ihm wurde alles angelastet, er konnte sich aber aus der Untersuchungshaft nicht wehren. Aber nun, mehr als zwei Jahre nach dem Untergang der „Prestige“ sind keine Mikrophone mehr da und keine Redaktionen, die sich für die Wahrheit hinter den dramatischen Bildern interessieren: die „Prestige“ war ein heruntergekommener Tanker, von russischen Investoren auf gefährliche Fahrt um den halben Globus geschickt, die im steuerbefreiten Zug, mitten in der idyllisch-unschuldigen Schweiz ihren Reibach machten. Und die Fischer in Galizien? Nun, sie fischen wieder, Schwamm drüber.

Wie viele Wahrheiten gibt es? Nur eine. Natürlich. Sollte man meinen. Aber leider: es ist ganz anders. Da sind die vielen Wahrheiten, die aus den PR-Abteilungen von Unternehmen, Behörden, Verbänden und Bürgerinitiativen kommen, mundgerecht vorformuliert und mit rechtfreiem Bildmaterial unterfüttert.

Viele wandern einfach in den Papierkorb, aber viele eben auch nicht. Sie werden durchgereicht. In den USA stehen 70.000 Journalisten 30.000 Öffentlichkeitsarbeitern gegenüber, ein tägliches Ringen um die Ware Wahrheit.

Welche Wahrheit den Durchbruch schafft, hängt auch davon ab, aus welchem Winkel sich der Berichtstatter der Wahrheit nähert. Von oben, von unten, von rechts oder von links. Und das sind keineswegs Ortsbeschreibungen für einen Journalisten, sondern es ist die Position, die er einnimmt, will er der Wahrheit auf die Schliche kommen. Denn die Wahrheit hat viele Gesichter, zu viele und so viel Zeit ist nun auch wieder nicht, alle Gesichter einer Wahrheit zu ergründen. Die Zeit ist nicht da und die Lust des Lesers, Zuhörers oder Zuschauers schon gar nicht. Also was tun?

Ein Dilemma steht ganz am Anfang: Keine Recherche beginnt bei Null, es gibt keinen objektivierbaren Zustand der kompletten Unschuld, denn auch der Journalist ist ein politisches Wesen, er hat seine Erziehung, seinen Hintergrund, seine Lebenserfahrung und seine Enttäuschungen. Er hat Hoffnungen auf eine bessere Welt, er sucht nach Gerechtigkeit, er ist kein Neutrum, er denkt an seine Karriere. Also beginnt er seine Recherche nicht aus einem Vakuum heraus, sondern aus einem mit Vorurteilen voll gestopften Raum und mögen sie noch so ehrenhaft sein.

Er weiß, ein Strand mit Öl ist die Pest. Aber er weiß z.B. nicht, wie gefährlich M100 tatsächlich ist, das Schweröl aus der „Prestige“. Er sieht im Ölschlamm erstickende

Journalisten „nahe legen“, mal sanft, mal mit Druck, was gezeigt werden darf und was die Hisbollah für zeigenswert hält, kein Schwenk nach links, keiner nach rechts. Sie bestimmen auf dem Set und sie bestimmen so das Bild – ergo die abgebildete „Wahrheit“.

Aber auch da, wo die Hisbollah nicht den Daumen drauf hat, wird gezeigt, was ins Bild passt: So drehte die BBC eine Demonstration aufgebracht Israel-Gegner, die durch Londons Straßen zog. Protest ganz groß. Eine wenige Stunden später stattfindende Kundgebung zu Gunsten Israels fiel unter den Tisch. Hier bestimmt nicht die Hisbollah die Wahrheit, sondern hier folgen die Verantwortlichen ihren eigenen Vorurteilen: Israel ist der Aggressor.

Und wenn die Bilder nicht das zeigen, was der Reporter eigentlich gerne zeigen möchte, dann werden Bilder eben aufgefrischt und so lange friert bis die Botschaft stimmt. „Photo shop“ heißt die Software dazu, und plötzlich steigt nach einem Bombenangriff aus allen Ecken und Enden einer Totalen von Beirut dicker, schwarzer Rauch auf, Bilder der Verwüstung eben. Als diese Manipulation durch Internetblogger ruchbar wurde, zog Reuters 920 Fotos allein eines libanesischen (!) Fotografen zurück. Darunter übrigens auch Bilder aus Kana, einem kleinen Dorf im Südlibanon, aus dem ein Massaker gemeldet wurde mit 60 Toten. Auch da wurden später – glücklicherweise – nicht nur weitaus weniger Opfer gezählt,

oder Stalin und anderen Herren der Grausamkeit. Die virtuellen Gesichter werden mit der Mimik realer Schauspieler zusammengeführt und in einen entsprechenden historischen Hintergrund eingepasst, anschließend noch etwas historisch aufgeföhnt mit dem typischen Filmschmutz der frühen Jahre aus Schrammen und Staub, alles kommt aus dem Rechner: ob Hitler im Biergarten oder Hitler im Bunker, die perfekte Illusion, als sei tatsächlich ein Kameramann dabei gewesen, beim Umtrunk Hitlers in einer Wiener Kneipe oder als der „Führer“ seinen Lieben Adieu gesagt hat in seinem Kerker in Berlin. Eines Tages wird ein junger Fernsehjournalist mit erhitzten Wangen aus dem Senderarchiv kommen und ein Tape in Händen halten mit diesem scheinbar exklusiven Material. Hier vermischt sich die Wahrheit mit den vermuteten und nachempfundenen Bildern der Wahrheit aus dem Rechner. Schmerzhaft deutlich sprach in diesem Zusammenhang der jüngste Historikertag in Konstanz von „Verwahrlosungsjournalismus“.

Als der ehemalige Bundesumweltminister Jürgen Trittin im Januar 2001 die Bild-Zeitung aufschlägt, findet er sich auf einem Foto wieder, das viele Jahre zuvor auf einer harmlosen Demonstration in Göttingen aufgenommen worden war. Aber er traut seinen Augen nicht: Durch eine einfache, aber wirkungsvolle Ausschnittsvergrößerung erscheint Trittin plötzlich als Teilnehmer einer „Gewaltdemo“, mit Bolzenschneider und Schlagstock. Fährt man das Foto wieder in das Originalformat zurück, ist der Bolzenschneider in der Hand eines Vermummten neben Trittin und der Schlagstock ist ein Strick, der die friedlichen Demonstranten trennt von den gewaltbereiten. BILD entschuldigt sich. Aber haben das alle gelesen, die die Fälschung sahen? Viel harmloser, aber nach einem ähnlichen Prinzip verfuhr ein der Wahrheit vorausseilender bayrischer Kollege, der die Schwitzflecken unter der Abendgarderobe der Bundeskanzlerin elektronisch reinigen ließ, damit sie sauber und unbefleckt zu den Wagnerfestspielen in Bayreuth erscheint. Darf eine Kanzlerin nicht schwitzen?

Oft stimmen einfach die Vorstellungen der Wirklichkeit nicht überein mit der Vorstellung der Journalisten von dieser Wirklichkeit. Aufgebrachte Jugendliche schreien, drohen, ballen die Fäuste direkt in die Kamera. Eine Szene aus einem Nachrichtenfilm, gedreht in einem sozialen Brennpunkt Amsterdams. Was ich als Zuschauer nicht sehe: der Kameramann dieser Bilder fährt aus sicherer Entfernung mit seinem Kamerawagen eine Straße entlang, dreht harmlose Kinder und Jugendliche am Straßenrand. Zu harmlos in seinen Augen, weshalb er ihnen seinen Mittelfinger entgegenstreckt und sie provoziert. Damit ist das Bild im Kasten, was er braucht: sozialer



Wer in seinem Verhältnis zu einer Gemeinschaft unwandelbar beharrt, ihm geschehe, was da wolle, wird treu genannt. Wer das als recht erkannte zuverlässig ausspricht und beharrlich verwirklicht, ihm geschehe, was da wolle, er und nur er heißt wahr. Wer sich Gott in solcher Liebe ergibt, dass er im unverbrüchlichen Vertrauen zu ihm beharren kann, was immer ihm von dem Unbegreiflichen her widerfahre, ist der Gläubige.

Diese drei in einem sind Leo Baecks Existenz gewesen.

MARTIN BUBER, FÜR DAS GANZE ZEUGEND; IN: EVA G. REICHMANN (HG),
WORTE DES GEDENKENS FÜR LEO BAECK, HEIDELBERG 1959, S. 228

Brennpunkt, hoffnungslose Jugendliche, hasserfüllt und gewaltbereit. Der Kameramann schafft sich seine eigene Wahrheit und verbreitet sie millionenfach. Das ist sicher ein sehr krasses Beispiel der Wahrheitsverdrehung. Aber selbst wenn wir Wahrheit einfangen wollen ohne sie zu manipulieren, verändern wir schon durch das pure Erscheinen am Ort des Geschehens das Geschehen selbst. Menschen reden unter einander anders, als wenn sie in Kameras oder Mikrophone sprechen müssen. Und schweigen ist nicht erwünscht: wer ein Kind, seine Frau, den Mann verloren hat bei einem grauenhaften Unfall, bei einer Katastrophe, muss er Auskunft geben auf die Frage: „Wie fühlen sie sich?“ Mit Wahrheitsfindung hat das nichts zu tun und geschieht doch jeden Tag. Gerne sagt man: im Krieg stirbt zuerst die Wahrheit. Andererseits: wie finden wir die Wahrheit in einem Krieg heraus? Wenn, wie beim Irakkrieg, Journalisten an die Front geladen werden, mitfahren dürfen in die Schlacht, „embedded“ sind, regen sich Medienkritiker, aber auch viele meines Berufsstandes gerne auf. Zu nah, zu unkritisch, der Sehschlitz des Panzers sei zu eng, um

das ganze Ausmaß eines Krieges und das damit einhergehende Leid wirklich erfassen zu können. Es sind dieselben gleichen, die nichts dabei finden, in der Maschine der Bundeskanzlerin mit zu fliegen, auch sie sind „eingebettet“ in eine ausgeklügelte Regie der Wahrheitsvermittlung. Journalisten werden zu Terminen eingeladen, nicht zur Recherche, sondern als Vervielfältiger einer Botschaft. Besonders eindrucksvoll ist das regelmäßig nach Wahlen zu beobachten. Niederlagen, mögen sie auch noch so desaströs sein, am Ende sind es Siege. Verlässlich. Bei der Landtagswahl 2006 zum Berliner Senat gab es für die CDU das schlechteste Wahlergebnis, das die Partei jemals in Berlin geholt hat. Ihr Spitzenkandidat Friedberg Pflüger freut sich dennoch unverdrossen und lautstark vor allen Mikrofonen und Kameras: „Die CDU in Berlin ist wieder da!“. Die Wahrheit? Weit davon entfernt und trotzdem wird sie über alle Nachrichtenkanäle verbreitet und nicht die zutreffendere Bemerkung: „Die CDU in Berlin ist noch da!“. Nicht besser sein SPD-Kontrahent Klaus Wowereit, der sich als Sieger der Wahl feiern ließ. Rein rechnerisch war er das auch. Nur: er hatte fast 60.000 Stimmen we-

niger als bei der letzten Wahl, aber diese Wahrheit konnte die strahlenden Bilder des Siegers am Abend nicht mehr trüben.

Als die Kommunisten Hugo Sonnenschein ermordeten, 1953, machte das am nächsten Morgen keine Schlagzeilen. Er starb allein. Vergessen. Aber ist das die ganze Wahrheit? Zum Glück nicht! Wer Hugo Sonnenschein googelt findet 15.000 Einträge und erfährt: Sein Sohn aus erster Ehe überlebte in Prag und wurde der Architekt des Gedenkmuseums von Hiroshima. Seine zweite Frau wurde in Auschwitz vergast. Die beiden Söhne aus dieser Ehe hatte er in England in Sicherheit gebracht. Der eine Sohn, Biochemiker, lebt im kanadischen Hamilton, der andere, Arzt, lebt im israelischen Kibbuz Sasa.

Georg M. Hafner,
geb. 1947 in Heidelberg, Studium der Kunstgeschichte und Germanistik, 1976 Promotion, seit 1988 Abteilungsleiter Fernsehen Politik und Gesellschaft beim Hessischen Rundfunk. Seit 1988 Kommentator bei den ARD-Tagesthemen, Autor zahlreicher Filmdokumentationen, Grimme-preisträger.



„Wie halten Sie es mit der Wahrheit, Herr Wallraff?“

GÜNTER WALLRAFF

„Das Recht und damit auch die Wahrheit ist auf Seiten der Opfer.“

Sirsch: Herr Wallraff, wie halten Sie es mit der Wahrheit?

Wallraff: Oh, bringen Sie mich nicht in Verlegenheit. Jetzt muss ich, wie unter Eid stehend, die reine Wahrheit, nichts als die Wahrheit sagen. Und da ist es tatsächlich so, dass ich beruflich der Wahrheit geradezu verpflichtet bin, im juristischen aber auch im ethischen Sinne. Dies allein schon deswegen, weil jede Veröffentlichung von mir Gerichtsverfahren nach sich gezogen hat, meistens, weil ich immer sehr mächtige Gegner habe, die ich gesellschaftlich untersucht und denen ich auf die Zehenspitzen getreten habe. So gesehen sind meine Bücher heute gewissermaßen gerichtsbeglaubigte Bücher und ich muss bei jedem Satz, den ich veröffentlichte, vorher überlegen, ob er auch vor Gericht standhält.

Privat, so muss ich gestehen, habe ich manchmal auch Menschen durch Verschweigen geschont, wenngleich Verschweigen auch eine Form der Unwahrhaftigkeit ist. Und um den Menschen, den ich liebe oder liebte, nicht zu verletzen, habe ich manchmal eigene Fehler in privater Hinsicht verschwiegen, obwohl sich das im Nachhinein manchmal als falsch herausstellte. Die Wahrheit ist oft das Befreiende, auch in privater Hinsicht.

Sirsch: Herr Wallraff, gibt es eine Wahrheit oder gibt es mehrere Wahrheiten?

Wallraff: Wir können uns oft, glaube ich, der Wahrheit nur annähern. Eine absolute Wahrheit ist ein Mysterium. Es gibt allerdings Situationen, die sind eindeutig und solche Situationen liebe ich, fordere sie geradezu heraus, suche sie und wenn sie vorhanden sind, dann gibt es für mich kein Wenn und Aber und kein Drumherumreden, dann fühle ich mich gefordert, dort, wo Recht und Unrecht auf den Punkt kommen. Das hat sich in meinem Leben immer wieder ergeben. So zum Beispiel als ich Komiteemitglied der Griechenland Solidarität war und wir nach verschollenen Gefangenen Ausschau hielten und überall

von offiziellen Stellen abgewimmelt wurden. Als das Obristenregime die Demokratie weggeputscht hatte, entschloss ich mich, selbst den Status des politischen Gefangenen anzunehmen, um auf diese Weise Zeugnis abzulegen. Ich wurde dann misshandelt, gefoltert und vom Militärgericht zu 14 Monaten Haft verurteilt. Da fühlte ich mich dann ganz eindeutig auf der Seite der Wahrheit. Böll hat das auch einmal gesagt: Das Recht und damit auch die Wahrheit ist auf Seiten der Opfer.

Eine ähnlich eindeutige Situation erlebte ich als Kriegsgegner und Pazifist als beim ersten Golfkrieg Israel mit der Existenzvernichtung bedroht wurde. Man musste das ernst nehmen. Ich hatte noch wenige Tage vorher an Kundgebungen teilgenommen, bei denen an die Regierungen appelliert wurde, alles zu tun, um diesen Krieg zu verhindern. Als er aber nun mal stattfand und Israel am aller unschuldigsten und am bedrohtesten war, da bin ich zum allerersten Mal nach Israel gereist, mit der letzten Maschine, die noch abflog. Das war eine einmalige Gelegenheit, das Land wirklich kennen zu lernen, es gab nämlich keine Touristen. Ich habe in Kibbuzim gelebt und später in Tel Aviv in einem kleinen Hotel, wo bereits viele Ausgebombte waren. Das war eine Solidaritätsgeste, auch absolut am richtigen Platz. Ich konnte in aller Differenziertheit das Land und die Menschen kennen und schätzen lernen und habe darüber auch veröffentlicht und nachher das Buch „Gas“ von Lea Fleischmann herausgegeben.

Eine weitere eindeutige Situation entstand als Salman Rushdie mit dem Tode bedroht wurde und beinahe jedermann einen Bogen um ihn machte. Damals hatte ich es mir zur Aufgabe gemacht, für ihn initiativ zu werden, Kontakte zu Politikern herzustellen. Ich habe Rushdie zweimal bei mir versteckt. Auch als ein völlig namenloser kurdischer Schriftsteller von der PKK mit dem Tode bedroht und von der Türkei verfolgt wurde, habe ich ihn auch lange bei mir versteckt und sein Buch (Selim Cürükaya „PKK – Die Diktatur des Abdullah Öcalan“) herausgegeben. Das sind Situationen, wo man sich bekennen muss.

Aber diese Eindeutigkeiten sind nicht immer gegeben. Vielleicht gibt es auch historische Wahrheiten, die erst irgendwann später durch die Geschichtsforschung erhellt werden. Ich glaube bei-

spielsweise, dass wir über unserere Nachkriegsgeschichte immer noch viel zu wenig wissen, etwa wenn wir jetzt plötzlich erfahren, dass Eichmann schon längst identifiziert war und aus Opportunitätsgründen nicht verhaftet wurde, denn er hätte ja etwa über hohe Nazis wie Globke, die inzwischen hohe Regierungsämter einnahmen, aussagen können. Das alles hängt auch mit Wahrheit zusammen. Der Bundesnachrichtendienst etwa ist von alten Nazis gegründet worden, und einer der größten Judenschlächter, Alois Brunner, war als Filialleiter in Syrien einer ihrer Agenten – und wurde geschützt, weil es deutschen Interessen diene. Von daher glaube ich, dass da noch manche Wahrheit ans Licht kommen und historisch aufgearbeitet werden muss – und dass wir in vielem noch im Dunklen tapen.

Sirsch: Herr Wallraff, wie würden Sie Wahrheit definieren? Gibt es überhaupt eine Definition von Wahrheit?

Wallraff: Philosophisch gesprochen ist Wahrheit eine nach bestem Wissen und Gewissen getroffene Erkenntnis. Ich glaube, es ist immer leichter die Wahrheit zu finden, indem man das Falsche, das Unrecht erkennt. Um das Richtige zu erkennen, muss man es im Kontrast, in der Polarisierung sehen.

Wir sollten uns aber hüten, die Welt in Gut und Böse aufzuteilen. Keine Gesellschaft hat die Wahrheit gepachtet, keine. Und eine Gesellschaft, die von sich behauptet, sie habe die perfekte, absolute Gesellschaftsform gefunden, stagniert in Wirklichkeit, ist in der Regel sogar schon rückwärts gewandt. Jede Gesellschaft muss sich nach besseren Möglichkeiten hin orientieren. Es gibt einen Spruch eines großen orientalischen Weisen, Ben Shoma, der sagt: „Der ist weise, der von allen lernt.“ Das heißt, auch vom Gegner. Wir müssen auch die verstehen lernen, die sich weigern, uns zu verstehen.

Sirsch: In ihren Büchern beschreiben Sie, wie Sie sich verkleidet haben, wie Sie auch z. T. getäuscht haben, um die Wahrheit herauszufinden. War das für Sie ein Problem, sich zu verstellen, um die Wahrheit herauszufinden?

Wallraff: Es war für mich lange ein Problem, mich immer rechtfertigen zu müssen, immer mit dem Rücken zur Wand, um das Selbstverständliche auch moralisch zu begründen. Ich hatte im-

mer sehr mächtige Gegner, die allen Grund hatten zu versuchen, meine Erkenntnisse, meine Aufdeckungen zu verhindern. Und es waren meine Gegner, die dann immer mit der Moralkеule kamen und mir ganz abstrakt vorhielten, das ist Täuschung, das ist Lüge und wer darauf aufbaut und Erkenntnisse gewinnt, ist erst mal im Unrecht. Und das hat lange, lange gedauert bis die Diskussion versachlicht wurde und auch die Öffentlichkeit erkannt hat, dass hier eine Rechtsgüterabwägung vorzunehmen ist. Ich habe übrigens dieses Argument noch nie von einem Entrechteten gehört, noch nie auch von einem Malocher, von einem Arbeiter, dem selber Unrecht geschah oder der sich in einer unterprivilegierten Situation befand. Viele waren froh, dass endlich jemand aktiv wurde, den Mund aufmachte und damit an die Öffentlichkeit ging. Selbst die Gerichte haben mich in einer Rechtsgüterabwägung – auch wenn es nicht um den Wahrheitsgehalt ging, sondern um die Methode – freigesprochen. Ich verfolge nicht den jesuitischen Leitsatz: Der Zweck heiligt die Mittel. Ich würde in jedem einzelnen Fall eine Rechtsgüterabwägung vornehmen. 1. Der Privatbereich ist tabu, der Intimbereich des Einzelnen muss draußen vor bleiben. D. h. da, wo die Bild-Zeitung anfängt, hört meine Arbeit auf. 2. Aus der Situation des Schwächeren dem absolut Mächtigeren gegenüber ist es legitim. Wenn ich eine große Pressemacht im Rücken hätte, wäre es schon problematisch. So habe ich mal ein Angebot eines sehr mächtigen Magazins, des STERN, abgelehnt, Reportagen in deren Auftrag und mit deren Unterstützung zu machen.

Gleichzeitig müssen sie im Nachhinein ihre Methode offenlegen. Nicht so wie verdeckte Ermittler, die immer im Dunklen bleiben und als agent provokateur arbeiten. Sie müssen sich der Öffentlichkeit gegenüber rechtfertigen, notfalls vor Gericht. Und da wir in einer Demokratie leben, hat jedermann alle Möglichkeiten, sie auch in die Schranken zu weisen. Das gilt auch für mich. Auch da, wo ich eventuell zu weit gehe, wird

dann schon öffentlich darüber gerechnet und gerichtet. Ich folge meinem Gewissen, ich agiere nicht aus dem hohlen Bauch heraus und ich habe auch immer wieder Menschen konsultiert, die ich für geradezu vorbildlich hielt. Das war lange Zeit Heinrich Böll, das war aber auch schon mal jemand wie Hellmut Gollwitzer, oder sogar Olaf Palme, den ich mal eingeweiht habe, und auch meine Partnerin oder meine jetzige Frau.

Sirsch: Was würden Sie in Kauf nehmen, um die Wahrheit herauszufinden?

Wallraff: Ich bin ja kein Wahrheitsfanatiker, der um einer vermeintlichen Absolutheitswahrheit willen alles zerschlägt und letztlich das als Selbstzweck sieht. Vielmehr muss ich abwägen: Wie weit nutze ich damit, wie weit schade ich damit? Es muss jeweils vom Einzelfall her untersucht werden. Das kann sogar bedeuten, dass jeweilige Polizeiverordnungen oder Gesetze unter

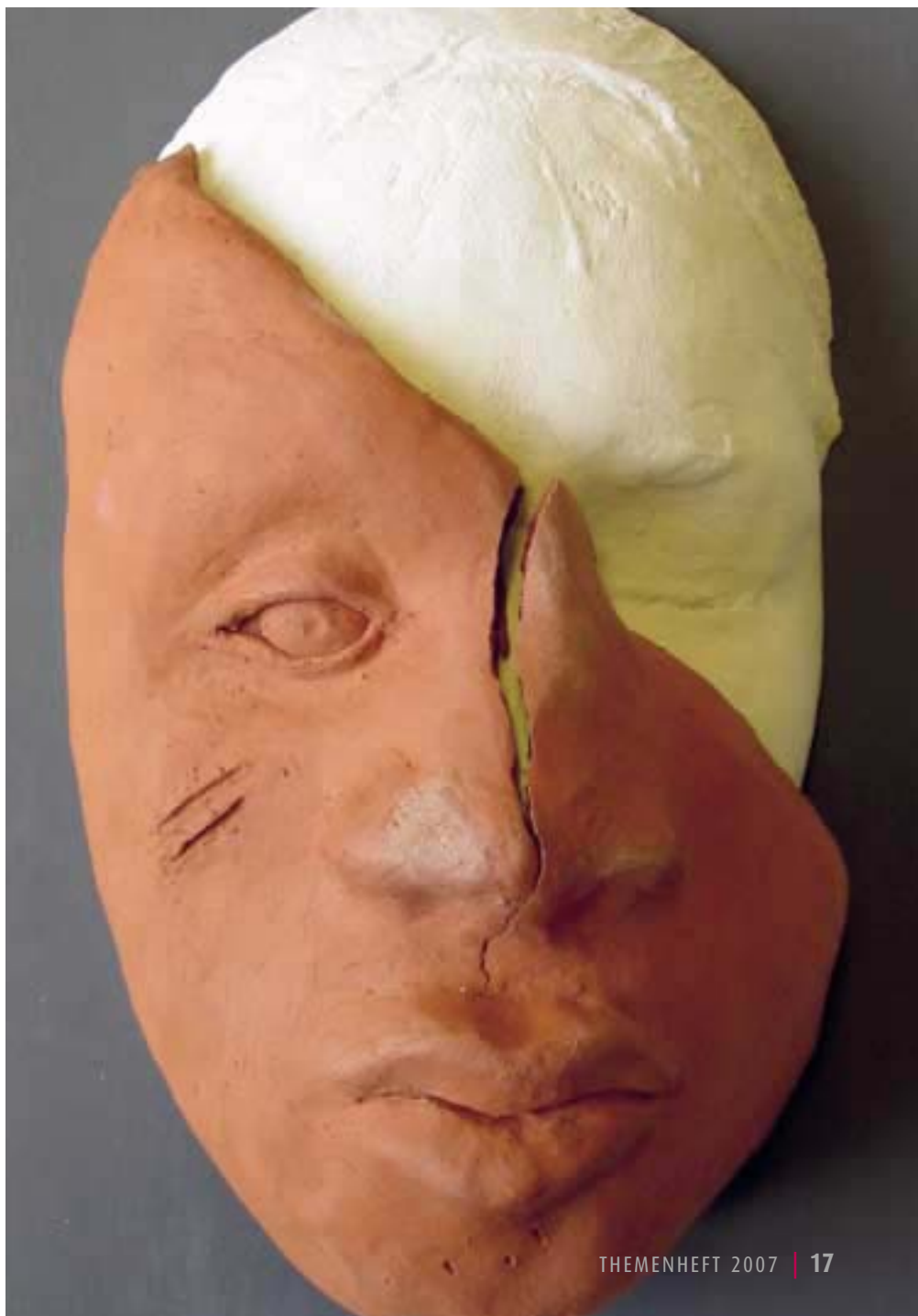
Umständen ignoriert werden müssen, um einem Menschenrecht zum Durchbruch zu verhelfen. Also auch hier haben wir Familien versteckt, wir leben hier vis a vis von einem Asylbewerberheim, wir haben da mit denen zusammen ein großes Hochzeitsfest gefeiert, aber dabei sollte es nicht bleiben, und wir haben dann eine Familie versteckt. Und da mussten wir auch lügen, als hier die Polizei vor der Tür stand und die Familie abschieben wollte. Da konnten wir nicht wahrheitsgemäß sagen, die sind gerade oben im Wohnzimmer, und da haben wir sie zu einer falschen Adresse geschickt. D. h. die Wahrheit kann kein Selbstzweck sein. Wer das macht, ist jemand, der die Welt völlig abstrakt betrachtet.

Sirsch: Wenn Sie zurückblicken, gab es für Sie Momente, in denen die Wahrheit unzumutbar war?

Wallraff: Im Privaten gab es das schon, in meiner Aufklärungsarbeit eigentlich nie. Jedenfalls wüsste ich da kein Beispiel.

Scherz ist die drittbeste Tarnung.
Die zweitbeste: Sentimentalität.
Aber die beste und sicherste
Tarnung ist immer noch die
blanke und nackte Wahrheit.
Die glaubt niemand.

MAX FRISCH, BIEDERMANN UND
DIE BRANDSTIFTER



Sirsch: Wie denken Sie über Max Frischs Bonmont aus „Biedermann und die Brandstifter“: „Die beste Tarnung ist die Wahrheit.“

Wallraff: Das ist ein guter Satz. Man spricht ja mitunter auch davon, sich „in die Wahrheit zu flüchten“. Das ist im alltäglichen Leben sicher ein Handlungsprinzip. Aber man glaubt ihnen oft nicht. Denn auch in meinen Rollen offenbare ich ja ein Stück von mir selbst und lasse Seiten heraus, die jenseits des Klischees von dem liegen, was man von jemandem erwartet, der inzwischen halbwegs prominent ist oder auch als gescheiter Mensch gilt. Wenn ich von mir eine bestimmte Seite zeige, eine manchmal fast kindlich-naive, die einer Narrenrolle gleichkommt, dann ist das ja auch ein Teil meiner eigenen Wahrheit, die ich damit offenbare und in der ich ganz ich selbst bin. Das hängt auch mit Wahrhaftigkeit zusammen. Ich spreche vor 10 Menschen nicht anders als vor 1.000. Ich kann mich außerhalb meiner Rollenreportage nicht verstellen. Das ist die Gabe, die Politikern abverlangt wird. Wir erleben immer wieder, egal welcher Partei ein Politiker angehört, je prominenter, umso besser versteht er es, seine eigene Wahrheit, seine wirkliche Erkenntnis nicht mitzuteilen, sondern in Worthülsen zu sprechen. Gewissermaßen ist damit unsere gesamte Gesellschaft in ein Lügengebäude verstrickt, weil jeder einzelne Politiker ein viel größeres, differenzierteres Wissen hat, als er preisgibt, weil dies leider nicht gerade ermutigend oder günstig für Wählerstimmen wäre. Sie halten mit diesem Wissen hinter dem Berg, weil es ihnen schaden könnte, und lassen sich trainieren, nicht unbedingt zu lügen, aber die Unwahrheit in Form von Worthülsen und von Klischees von sich zu geben – das geht bis in die Körpersprache hinein. Sie werden trainiert, nach außen hin etwas darzustellen, was ihre Persönlichkeit nicht trägt. Und darum leben wir in einer medialen, wenn nicht verlogenen, so doch getarnten Welt. In einer letztendlich sehr unwahrhaftigen Medienwelt.

Sirsch: Wie müsste denn die Welt aussehen, um wahrhaftig zu werden?



Ein Mensch ist immer das Opfer seiner Wahrheiten. ALBERT CAMUS

Wallraff: Indem die Menschen ihre wirkliche Sicht der Dinge offen legen, mit allen Problemen, und sich nicht verstellen und das untereinander austauschen. Und das, ohne bloß rhetorisch zu bleiben, die besten Rhetoriker sind oft die größten Lügner. Die Rhetoriker sind in der Lage, durch scheinbar überzeugende Wortakrobatik Massen zu präparieren. Wenn es dann noch Intellektuelle sind, dann werden sie gefährlich. Goebbels war seinerzeit ein Meister dieser antrainierten Rhetorik. Wir leben in einer anderen Zeit, in der Demokratie gibt es andere Tricks, Menschen zu verführen, zu vereinnahmen oder zu Verhaltensweisen zu bringen, die nicht gerade in ihrem eigenen Interesse liegen. Da würde ich sagen, die Werbung ist darauf ausgerichtet, aber auch bestimmte Medien. Wenn ich die BILD-Zeitung sehe, ist es ein tägliches Verwirrspiel, Wahngelbilde, eine tägliche Gerüchteküche, eine tägliche Erfindung von Scheinwelten oder auch Verleumdungsaktionen, eine gewaltige und gewalttätige publizistische Umweltverschmutzung. Dem konnte auch ich nur beikommen, indem ich mich ihnen durch Unwahrhaftigkeit näherte, um ihnen auf die Schliche zu kommen. Ich habe beispielsweise angegeben, ich wäre vorher Leutnant bei der psychologischen Kriegsführung gewesen, obwohl ich Kriegsdienstverweigerer bin, und ich hätte in der Werbung gearbeitet. Übrigens, der Bundesgerichtshof hat im nachhinein dann meine Methode akzeptiert und sie als legitim angesehen, in letzter Instanz: Da es sich „bei der BILD-Zeitung um eine Fehlentwicklung im deutschen Pressewesen“ handele, müsse meine Methode erlaubt sein, weil das Recht der Öffentlichkeit, über solch grobe Missstände informiert zu werden, das höhere Rechtsgut sei, hinter dem das wirtschaftliche Interesse zurückzutreten habe.

Sirsch: Wie definieren Sie die gesellschaftspolitische Bedeutung eines Journalisten?

Wallraff: Bei mir ist das ja eine Zwitterform. Es gibt Literaturwissenschaftler, die es als Aktionskunst, als erweiterte Form der Dokumentarliteratur bezeichnen. Andererseits bin ich Schauspieler und Dramaturg in einer Person. Journalismus in der ursprünglichen Form sollte unabhängig sein, und sollte sich nicht zum Sprachrohr von ohnehin Überrepräsentierten machen. Also das, was ich so als Hofberichterstattung bezeichne. Es gibt heute Büros, die als Artikel getarnte Werbung verbreiten. Das hat erschreckende Ausmaße angenommen, der Leser merkt oft gar nicht, dass bei bestimmten Produkten, die schmackhaft gemacht werden, ganze Konzerne dahinter stehen, die diese Artikel sozusagen in Auftrag gegeben haben. Selbst bei so einem heiklen Thema wie der Vogelgrippe sollte man nicht vergessen, dass die ersten Artikel, die zunächst Sorge und später Angst verbreiteten, von jener Firma lanciert wurden, die an dem Medikament „Tamiflu“ profitierten, was dann massenweise den Umsatz steigerte. Hier geht es um Milliardenumsätze. Und ich mache mit Ihnen heute eine Wette – in 5 Jahren wird keiner mehr über die Vogelgrippe sprechen, in 10 Jahren werden wir uns fragen: was war das noch? War das Antrax, was damals die Menschheit angeblich durch eine Pandemie hätte vernichten können? Und es gibt ernsthafte Wissenschaftler, die sagen, es handele sich hier um eine unheimliche Panikmache, ähnlich wie bei BSE. Aber heute können Sie erst mal alles, wenn entsprechende Interessen dahinter stehen, zu einem Riesenthema, zu einer Riesenhysterie machen.

Sirsch: Wie sind Sie auf die Idee gekommen als verdeckter Ermittler zu arbeiten?

Wallraff: Nun, es war erstmal eine Notwehrmaßnahme. Ich habe ursprünglich unter meinem wirklichen Namen mehrere Jahre in Fabriken gearbeitet. Ich habe Buchhändler gelernt und war dann Kriegsdienstverweigerer, da die damalige Bundeswehr noch von alten Nazis durchsetzt war. In der Zeit habe ich den Kriegsdienst verweigert, wurde dennoch eingezogen und 10 Monate lang Willensbruchmethoden ausgesetzt und zu Guter Letzt in die Freiheit entlassen mit dem Ehrentitel „abnorme Persönlichkeit, für Krieg und Frieden untauglich“. Aufgrund dieser Erfahrung konnte ich mich später mit Dissidenten in der Sowjetunion identifizieren, die lebenslänglich in psychiatrische Kliniken abgeschoben wurden. Ich habe dann in Obdachlosenasylen gelebt, Trampfahrten gemacht, meinen Beruf als Buchhändler nicht mehr ausgeübt, und dann mehrere Jahre in Fabriken gearbeitet und in der Gewerkschaftszeitung der IG Metall unter dem Namen „Günter Wallmann“ Texte veröffentlicht. Und da kam schon die erste Entrüstung. Da schrieb einer der Unternehmer, Benteler, und

ließ es per Aushang ans schwarze Brett heften, um Stimmung bei den Arbeitern gegen mich zu machen: „Halten Sie es nicht für verwerflich, dass ein Herr Günter Wallmann unter dem Tarnnamen Günter Wallraff bei uns gearbeitet und sich bei uns eingeschlichen hat?“ Da sehen Sie, es war ein vordergründiges Argument. Dann, als meine Sachen zu bekannt wurden und Steckbriefe von mir über den Unternehmerwarndienst verteilt und von meiner Einstellung abgeraten wurde, da musste ich halt mein jeweiliges Aussehen verändern und mir auch schon mal andere Papiere von Arbeitskollegen ausleihen. Das war eine reine Notwehrmaßnahme.

In Schweden, wo übrigens meine Arbeit viel eher akzeptiert war, gibt es im Duden den Begriff „wallraffa“ eine Definition, der gemäß es sich dabei um ein gesellschaftliches Durchleuchten, wie Röntgen im medizinischen Sinne, handele.

Sirsch: Warum hat die „Methode Wallraff“ keine Schule gemacht?

Wallraff: Sie hat Schule gemacht und vor allem in anderen Ländern Nachfolger gefunden. Es gab seinerzeit in Ungarn einen Kollegen, Miklos Harszti, der in die herrschende Klasse der Arbeiter verbannt wurde, weil er als Student zu kritisch war. Später berief er sich als Dissident in Ungarn auf meine Methode und veröffentlichte über seine Zeit als Arbeiter in Fabriken das Buch „Stücklohn“.

Dann hat es in Frankreich eine Kollegin gegeben, Ann Tristan, die habe ich auch beraten, die hat Le Pen unterwandert und später ein Buch über rassistische, kolonialistische Franzosen in Neukaledonien veröffentlicht.

Es gab hier in Köln Michael Schomers, der hat die Republikaner unterwandert und in seinem Buch „Deutschland von rechts“ entsprechend berichtet. Und jetzt gibt es einen Kollegen, dem ich durch reinen Zufall begegnet bin. Er war Prokurist einer Bohrfirma und befand sich in einer Sinnkrise. Dem habe ich dann ein Thema vorgeschlagen: Altenheime. Er hat dann 1 1/2 Jahre als Pfleger in Alten- und Pflegeheimen gearbeitet, Markus Breitscheidel ist sein Name, und jetzt ist er überall im Gespräch. Sein Buch „Abgezockt und totgepflegt – Alltag in deutschen Pflegeheimen“ hat eine Auflage über 70.000 erreicht! Zur Zeit ist er auf meinen Spuren auch in anderen Bereichen der Gesellschaft unterwegs – und ich berate ihn. Da ist noch einiges von ihm zu erwarten.

Und dann gibt es Kollegen in Brasilien. Ich war kürzlich dort eingeladen und zu meiner Verwunderung stellte ich fest, dass es dort Bücher von mir in der 17. Auflage gab und die geradezu Schule gemacht haben. Dort arbeiten sie unter Lebensgefahr. In den letzten Jahren sind über 20 Kollegen ermordet worden, die sich dem Thema der Sklaverei bei Großgrundbesitzern, dem Tropenholzabbau und ähnlichen Themen zugewandt

haben. Zuletzt war ein chinesischer Kollege hier, der meine ins Chinesische übersetzten Bücher zum Vorbild genommen hat und selbst zwei Bücher veröffentlichte, in denen er in Anlehnung an „Ihr da oben – wir da unten“ „Die da oben“ und „Die da unten“ neue Formen der Ausbeutungen, von Menschenrechtsverletzungen, und dem Millionenheer völlig rechtloser Wanderarbeiter berichtet.

Sie sehen, es gibt immer wieder Einzelfälle von Nachahmern. Es wird nicht eben dazu ermutigt, denn es ist mit besonderen Schwierigkeiten verbunden.

Sirsch: Sie sprachen davon, dass die verschiedenen Kulturen, die sie bereist haben, Sie geprägt hat. Wie hat sich das bemerkbar gemacht?

Wallraff: Ich habe Vorurteile überwunden. Ich habe meine eigene Isoliertheit überwunden. Ich glaube, ich hatte in meiner Jugend eine milde Form von Autismus, ich war kontaktgestört, ich war gehemmt und sehr introvertiert. Ich hatte Welfluchtideen, das war eine Zeit, in der ich in ein Kloster eintreten wollte, obwohl ich nicht gläubig war. Ich bin dadurch, glaube ich, zu einem mehr gesellschaftlich orientierten Menschen geworden, auch angstfreier und der von Fall zu Fall auch was riskiert.

Sirsch: Wie sehen Sie das Verhältnis zwischen Demokratie und Wahrheit?

Demokratie beruht ja auf dem Mehrheits-Wahrheitsprinzip. Will heißen: In einer Demokratie zählt letztlich was die Mehrheit will und nicht unbedingt was die Wahrheit fordert.

Wallraff: Nun ist aber in der Verfassung auch die Pressefreiheit festgeschrieben, eine der wichtigsten Säulen in einer Demokratie. Und sie ist ja in dem Sinne definiert, dass es eine Vielzahl und Vielfalt konkurrierender Meinungen geben sollte. Wenn man die heutige Situation betrachtet sind es vielleicht noch 3 bis 5 große Konzerne, die die Printmedien und das Privatfernsehen beherrschen. Gut, es gibt noch Schattierungen und auch noch unterschiedliche Richtungen, aber letztlich doch eine immer mehr zu einer Einheitsmeinung hin tendierende Konsensgesellschaft. Journalisten geraten immer mehr in die Gefahr, ihre wirklichen Erkenntnisse nicht mehr rüberzubringen, wenn es allzu störend für die Interessen von Großanzeigenkunden ist. Das erleben wir immer wieder und gerade in Zeiten, wo der Anzeigenrückgang ganz enorm ist, nimmt man immer mehr Rücksichten. Von daher sehe ich den Auftrag der Demokratie, vorsichtig ausgedrückt, zumindest geschmälert, eingeengt und sehe in vielem hier in diesem Land, und nicht nur in diesem Land auch in anderen Ländern, eine Scheindemokratie entstehen. Ich habe große Sorge, dass in dieser Gesellschaft, wenn sie wirklich in Frage gestellt wird, wenn durch neue Ver-

teilungskämpfe, durch die Durchlöcherung des sozialen Netzes, die ja schwer im Gange ist, dass hier etwas ins Rutschen kommen kann und neue Volksführer, Mediendiktatoren a la Berlusconi uns ins Haus stehen könnten.

Sirsch: Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Wallraff: Aufklärung, Differenzierung, Medienvielfalt, neue Medien nutzen, in den Schulfächern nicht die Kopfnoten in den Vordergrund stellen, sondern Fächer wie Zivilcourage einführen, Rollenspiele. Bereits in den Kindergärten müssen dafür Grundlagen geschaffen werden. Es gibt einen Riss zwischen den Kindern der Reichen und jener der ärmeren Schichten, ein Riss, der immer größer wird. Ich wünschte mir, dass bereits im Unterricht ein kritischer Umgang mit den Medien eingeübt wird, dass man lernt, auch das Internet zu nutzen. Denn das Internet ist auch die Chance auf ein neues Weltbewusstsein. Es bleibt nichts mehr verborgen. Was in der hintersten Ecke der Welt passiert, kann in Sekundenschnelle überall bekannt gemacht werden. Allerdings sehe ich auch hier eine Welt voller Gerüchte und voller Halbwahrheiten. Man müsste im Unterricht lehren, wie man damit umzugehen hat, wie man seriöse Quellen von fragwürdigen Zweckmeldungen und Gerüchten unterscheiden kann.

Sirsch: Wenn Sie unser Jahresthema „Redet Wahrheit“ hören, welche Gedanken und Assoziationen verbinden sie damit?

Wallraff: Ich würde sagen, das Reden alleine reicht nicht. Reden und Handeln in Übereinstimmung bringen: Der hebräische Begriff dafür lautet „dabar“. „Dabar“ heißt ja Reden und Handeln in einem. Da hat uns irgendwann einmal ein arglistiger oder überforderter Übersetzer ein falsches Ur-Ei ins Nest gelegt, wenn es in der deutschen Übersetzung des „Neuen Testaments“ heißt: Am Anfang sei allein das Wort gewesen. Das hieß in der ursprünglichen Bedeutung aber „Wort und Tat in einem“. Es gibt nicht allzu viele Menschen, bei denen Reden und Handeln deckungsgleich sind. Da kenne ich persönlich nur wenige. Heinrich Böll war für mich so jemand, da war keine Lücke zwischen dem, was er sagte und dem, was er auch im Privaten, im konkreten Leben vorlebte.

Sirsch: Vielen Dank für das Gespräch.

Günter Wallraff, geb. 1942 in Burscheid, nach dem Besuch des Gymnasiums bis zur Mittleren Reife machte er eine Buchhändlerlehre und wird Buchhändler. Heinrich Böll charakterisiert Günter Wallraffs Arbeitsmethode wie folgt: „Er ist kein Reporter im überrückenden Sinn ... er dringt in die Situation, über die er schreiben möchte, ein, unterwirft sich ihr und teilt seine Erfahrungen und Ermittlungen in einer Sprache mit, die jede 'Überhöhung' vermeidet.“ Zahlreiche Buchveröffentlichungen, Preise und Auszeichnungen.



MARIE-LUISE STÖHR

MARTIN STÖHR

Wahrheit und Versöhnung in Südafrika

Selbstkritisch sich der ungeschönten Wahrheit zu stellen, den Opfern von Menschenrechtsverletzungen zuzuhören und nach einem Weg in die Zukunft zu suchen, das ist eine Praxis, die unter den Nationen der Welt Nachahmung finden müsste.

Eine Szene bleibt unvergessen: Mit einer Gruppe von schwarzen und weissen Südafrikanern stehen wir in der Wannsee-Villa vor den Portraits der honorigen deutschen Beamten, die im Auftrag der Reichsregierung den Beschluss zur Endlösung der „Judenfrage“ fassten. Hier wurde am 20.1.1942 die „Endlösung der Judenfrage“, im Klartext: die Ermordung der europäischen Juden beschlossen. Die Ausgrenzung, Demütigung, Beraubung, Vertreibung und auch Ermordung war schon im Gang, als zu den Hunderten von Erlassen zur Diskriminierung der jüdischen Bürger Deutschlands auch noch „ordentlich“ beschlossen wurde, sie „im Osten“ zu ermorden. Das Thema unserer Tagung, zu der der Besuch der Wannsee-Villa gehörte, war „Wie gehen wir mit der Vergangenheit um – in Südafrika und in Deutschland“? Unsere südafrikanischen Gäste hatten alle gegen das rassistische Apartheidregime gekämpft, das viele Elemente aus der deutschen antisemitischen und antiziganischen Rassegesetzgebung übernommen hatte. Eine undemokratische, gewalttätige Regierung hatte hier eine Minderheit, dort die Mehrheit der eigenen Staatsbürger zu rechtlosen Menschen zweiter Klasse herabgestuft.

Unsere afrikanischen Gäste kannten die grausamen Bilder ermordeter Menschen aus den deutschen Vernichtungslagern. Es überraschte sie die Galerie der pflichtbewusst dreinschauenden Staatsdiener „in Schlips und Kragen“, die zum grössten Teil schon in der Weimarer Republik dem Staat „gedient“ hatten und auch wieder in der Bundesrepublik Dienst taten – ganz normale Deutsche, wie jene, die Deportation und Vernichtung vorbereiteten oder exekutierten. Zu funktionieren, wie es von „oben“ gewünscht wurde, fiel vielen nicht schwer. Sofort diskutierten wir die Frage, wie man denn mit den Verantwortlichen für einen rassistischen Staat umgehen müsse, und zwar

nicht nur mit den Schlägertypen, sondern auch mit den Schreibtischtätern sowie mit den Profiteuren und Zuschauern.

Die deutschen Gesprächsteilnehmer berichteten von der Verdrängung des Problems in den Jahren nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, von den Juristen, die keinen Kollegen verurteilten, der an den tausendfachen Unrechtsurteilen in der Nazizeit beteiligt waren, von der Kontinuität in der Beamtenschaft, und Wissenschaft, auch von Fritz Bauer, dem hessischen Generalstaatsanwalt, der endlich 1961 (!) den Auschwitz-Prozess in Gang brachte, vom grossen Maidanek-Prozess in Düsseldorf: Das Strafmass rechnete jedem der an den Massenmorden Beteiligten einige Minuten Haft für Hunderttausende von Ermordeten in den Lagern zu.

Die beiden grossen Gerichtsverhandlungen und viele kleine dienten nicht nur der (verspäteten und angesichts der Monströsität der Verbrechen) schwierigen und oft verfehlten Rechtsfindung, sondern vor allem der *Wahrheitsfindung*. Die Wahrheit über die Vergangenheit war die Voraussetzung für einen Neuanfang in einem demokratischen Staat. Sich ihr zu stellen, fiel den allermeisten Deutschen nach 1945 schwer, vielen noch heute. Eine Auseinandersetzung mit dem Geschehen 1933 – 1945 (und den Erbschaften an Antisemitismus, Obrigkeitshörigkeit, Demokratieverachtung und Militarismus aus der deutschen Geschichte) kam in den sechziger Jahren in den Bereichen der Bildung und der Forschung, der Medien und der Literatur schliesslich in grossem Umfang in Gang. Local and oral history sowie Zeitzugengespräche bahnten vielerorts der Wahrheit einen Weg – gerade durch

die junge Generation. Sie fragte, was die ältere Generation denn in der Nazizeit und im Krieg gemacht habe. Dieser Vorgang war immer begleitet von Rufen, man solle doch endlich einmal einen Schlusstrich unter die Vergangenheit ziehen. Jeder dieser Rufe war mit Verharmlosungen, Rechtfertigungen oder Aufrechnungen („Wo bleibt die Schuld der Anderen?“) verbunden und löste erfreulicherweise eine neue Debatte über die Nazizeit und den Umgang mit ihr aus. Die Vergangenheit verging nicht.

Eine der afrikanischen Gäste bemerkte noch in der Wannsee-Villa: Ihr habt die Juden alle umgebracht. Ihr habt nicht mehr das Problem, wie ihr mit den Opfern der Diskriminierung in einer besseren Zukunft in Eurem Land zusammenleben könnt. Mit den Tätern, ihren Helfern und Zuschauern habt Ihr Euch einigermassen gut arrangiert. Was werden wir in Südafrika machen?

Einer der wackersten Streiter gegen Apartheid auf der weissen Seite, also gegen seine eigene Gruppe, die ihrerseits eine Minderheit der Bevölkerung repräsentierte, war neben Beyers Naudé Wolfram Kistner. Beide arbeiteten im Südafrikanischen Kirchenrat (SACC), einem Zentrum der gewaltfreien Aktion gegen Apartheid. Dessen Vorsitzender war der anglikanische Erzbischof Desmond Tutu. Kistner berichtet über die Anfänge der „Wahrheits- und Versöhnungskommission“ (Truth and Reconciliation Commission). Am 16. Dezember 1995 gab der erste demokratisch gewählte Präsident, Nelson Mandela, die Zusammensetzung dieser Kommission bekannt. Ihr Ziel war, sich mit „den Verbrechen des Apartheidregimes zu befassen, ebenso auch mit den Ver-

brechen, die im Kampf gegen das Apartheidregime begangen wurden.“ Der politische Rahmen war durch ein Programm bestimmt, das die Einheit einer in „oben und unten“ rechtlich wie gewaltsam gespaltenen Gesellschaft anstrebt.

Die Kommission begann sofort mit ihrer Arbeit. In dieser doppelten Fragestellung liegt ein wesentlicher Unterschied zur deutschen Situation, wo ein totaler Ausrottungs- und nicht nur ein brutaler Unterdrückungswille herrschten. So asymmetrisch das Verhältnis zwischen Unterdrückern und Unterdrückten in Südafrika auch war, der Kompromiss, den der ANC vor der Freilassung Mandelas (1990) akzeptierte, fragte selbstkritisch auch nach Unrecht im Befreiungskampf.

Mandela hatte den Tag der Bekanntgabe sehr bewusst gewählt. Der 16. Dezember war in der Apartheidzeit der Tag des „Gelübdes“ (afrikaans: Geloofdag; englisch: day of covenant, Tag des Bundesschlusses). Er erinnerte daran, dass eine Gruppe von Buren 1838 gelobt hatte, den Tag in Zukunft als einen heiligen Tag zu feiern, wenn Gott sie gegen die Zulus siegen lässt. Es gibt eine starke Tradition im frommen Südafrika, die seine Geschichte in Analogie, ja Fortsetzung der Geschichte Israels sah. Die Verfassung des weissen Südafrika erinnerte in der Präambel daran, dass sich hier ein Volk eine Verfassung gebe, das „Gott aus vielen Ländern zusammengeführt und dem er dieses Land gegeben“ habe. Die schwarze Mehrheitsbevölkerung kam in der Verfassung nicht vor. Eine der Bibel entnommene religiöse Sprache diente weiten Teilen der weissen Bevölkerung zur Identitätsfindung und zur Legitimation ihrer Herrschaft. Aber die schwarze Mehrheit verzichtete mit ihrer Forderung nach Recht, Gerechtigkeit und gleichberechtigter Menschenwürde keineswegs auf das biblische Erbe. Denn, so Tutu: „Als die Weissen kamen hatten sie die Bibel, wir das Land; jetzt haben sie das Land und wir die Bibel.“ Und die Bibel erwies sich als ein Lehr- und Lebensbuch zur Befreiung aus Sklaverei und Fremdbestimmung.

Die neue Regierung behielt den 16. Dezember als nationalen Feiertag bei. Sie gab ihm einen neuen Inhalt, der die Zusammengehörigkeit der vielen Kulturen Südafrikas („Regenbogennation“) und vor allem das Ziel der Versöhnung nach soviel Unrecht und Hass ausdrücken sollte. Der alte Tag heisst jetzt „Versöhnungstag“. Die Vergangenheit sollte nicht ausgelöscht, wohl aber zu einem Neuanfang führen. Die Arbeit der nationalen Kommission für Wahrheit und Versöhnung sollte dazu helfen. Man mache sich noch einmal klar, wie massiv die weisse Minderheit die Menschenrechte der schwarzen Mehrheit über Generationen verletzt

hatte, auch mit Unterstützung vieler westlicher Länder und deren wirtschaftlichen Interessen. Rache war keine Antwort, Vergessen auch nicht. Die (weisse) bis dato allein regierende Nationale Partei forderte eine Generalamnestie. Die neue südafrikanische Verfassung mit ihrer besonderen Priorität für die Menschenrechte wäre unglaublich geworden, die Opfer hätten sich ein zweites Mal gedemütigt gesehen, wäre die Wahrheit unter den Teppich gekehrt und das Recht nicht sichtbar geworden. Ziel sollte die Versöhnung einer zerrissenen Gesellschaft sein.

Die Kommission wurde unabhängig von staatlichen Strukturen und dem Gerichtswesen eingesetzt. Sie bekam die Vollmacht, zu amnestieren, wenn Täter die ganze Wahrheit ihrer Vergehen und der Umstände darlegten. Wichtig im Verfahren war auch der Nachweis politischer Motive und politischer Beauftragungen. Die Einrichtung der Kommission zeigte den Kompromisscharakter einer weithin unblutigen, totalen Systemveränderung hin zur Freiheit und zu Menschenrechten. Schuldbekennnis und der Wille zur Wiedergutmachung wurden nicht verlangt. Der Wahrheitssuche und -aufdeckung wurden reinigende und versöhnende Kraft zugeschrieben. Aber ganz entscheidend war, dass den Opfern und ihrem Leiden der Vorrang bei der Ermittlung der Wahrheit gebührt. Die Stimme der solange stumm Gemachten sollte laut werden.

Die Erfahrung der Kommissionsarbeit war, dass die überlebenden Opfer weniger an Bestrafung der Täter interessiert waren als an der Möglichkeit, vor einem verständnisvollen Gremium öffentlich über ihr Leiden zu sprechen, auch dass

Familienmitgliedern, an Ausbildungs- und Berufschancen, an Eigentum) gewährt werden können. Die dritte klärte eine mögliche Amnestie, nur 130 Mal wurde sie gewährt; 2.000 Fälle standen (1999) noch zur Entscheidung an. Bemerkenswert war die seelsorgerliche Arbeit, die sich aus den Anhörungen als notwendig ergab. Besonders Bischof Tutu half mit vielen Seelsorgern und Psychologen.

Die Anhörungen führten dazu, dass viele Verbrechen aufgeklärt werden konnten und die Täter sich ordentlichen Gerichten zu stellen hatten. Schwierig war es, Befehlsgeber öffentlich zu hören und zu beurteilen. Die Nationale Partei leitete ein Gerichtsverfahren gegen Erzbischof Tutu ein, als dieser den letzten weissen Staatspräsidenten De Klerk befragen wollte. Dieser äusserte sich wie die meisten Weissen „Wir haben nichts gewusst“ oder „Was hätten wir denn tun sollen?“ Kontrovers wurde auch die Frage beurteilt, ob die Opfer von Gewalt im Befreiungskampf – es waren wenige – nicht legitim seien, da die Apartheidpolitik ein „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ (nach den Kriterien der Nürnberger Prozesse und des Völkerrechts der UNO) gewesen sei und freiwillig nicht seine Machtpositionen zu räumen bereit gewesen sei.

Die Kritik der Opfer beklagte nach Abschluss der auf nur zwei Jahre befristeten Arbeit vor allem: Einmal entstand bei vielen der Eindruck, die Wahrheit über das, was jahrzehntelang an Unrecht geschah, habe den Vorrang vor der Gerechtigkeit gehabt. So wichtig Aufdeckung und Veröffentlichung der Leiden durch rassistische Erniedrigung, Gewalt, Zwangsumsiedlungen und Landraub sei (13 % des Bodens war der schwarzen Bevölkerung geblieben, die 84 % der Einwohner ausmachte), so sehr belastete die fehlende Gerechtigkeit heute (z.B. in der Rückgabe des ge-

Jede Nationalküche serviert die Wahrheit anders zubereitet.

STANISLAW JERZY LEC

die Namen der Ermordeten nicht vergessen und die oft von den Tätern nur verscharrten oder beseitigten Toten würdig begraben werden. „Grösstmögliche Aufdeckung dessen, was geschehen war, macht es vielen Überlebenden leichter, mit der Vergangenheit zurechtzukommen.“ (W. Kistner). Traumata lähmten das Leben vieler Schwarzer, vor allem in der jungen Generation.

Die Kommission unter Vorsitz von Desmond Tutu arbeite in drei Kommissionen. Die erste hörte in oft erschütternden Szenen die Opfer an. 22.000 Opfer schwerer Menschenrechtsverletzungen wurden identifiziert. Die zweite beriet die Entschädigungen, die den Opfern (z.B. für erlittene Verletzungen an Leib und Leben, für Verluste an

raubten Landes, in einem „Lastenausgleich“) den sozialen Neuanfang. Hier wurde zu Recht gefragt, ob die überwundene politische Apartheid nicht eine brisante soziale Apartheid hinterlassen habe.

Zum anderen ist die Entschädigung, die der Staat (in einer Höhe von max. 12.000 Mark) versprochen hatte, bis auf minimale Summen ausgeblieben. Das Parlament griff dieses Problem mit einem Hinweis auf leere Staatskassen leider nicht auf. Die Regierung wandte sich nach der Jahrhundertwende gegen irgendeine Fortsetzung der Arbeit. Dadurch wurde der Eindruck verstärkt, die wirtschaftliche Entwicklung in der jetzt demokratisch verfassten Gesellschaft komme vor allem den alten und neuen Eliten (und dem Investitionsklima des Weltmarktes) zugute und befestige alte und neue Ungerechtigkeiten.



Schöne Worte sind nicht wahr. Wahre Worte sind nicht schön. LAOTSE

Einerseits gelang es, auch durch die intensive Präsenz und Arbeit der Medien, die Ungeheuerlichkeit des Rassismus aufzudecken. Die Medien offenbarten ein erschreckendes Ausmass von Zensur und politischem Druck – und dementsprechend eine erschreckende Anpassung. Auch die Religionsgemeinschaften mussten ihre Stellung zur Apartheid darlegen – was einige der „angepassten“ unter ihnen auch zu Schulbekenntnissen veranlasste. Allerdings muss man sagen, dass die schwarze Gesellschaft stärker wahrnahm und diskutierte, was an Wahrheit zu Tage gefördert wurde als die weisse. Die südafrikanische Wehrmacht, obwohl in Verbrechen verwickelt, liess sich nicht vor eine Wahrheitskommission holen. Sie hielt sich für „sauber“. Das Gleiche gilt von grossen Teilen der Industrie und der Banken. Nicht anders verhielt sich die Inkatha Freedom Party mit ihrem Chef Mangosuthu Buthelezi, die sich als Speerspitze der Apartheidregierung gegen den ANC gebrauchen liess.

Andererseits muss Tutu nach Abschluss der Kommissionsarbeit die weissen Mitbürger bitten: „Immer wieder haben wir uns ermutigt gefühlt durch den Grossmut von Menschen, die ein Recht hätten, verbittert zu sein und Rachelust zu verspüren, die aber stattdessen den Willen zur Vergebung bewiesen haben ... Wir hoffen immer noch, dass es einen weisen Führer geben wird, der sagt: 'Wir haben ein böses System mit abscheulichen Konsequenzen gehabt, bitte vergebte uns'.“

Soviel an Wahrheit auch veröffentlicht wurde, so sehr ist die Vergangenheit noch nicht vergangen. Sie stellt noch schwere Aufgaben. Versöhnung braucht nicht

nur Wahrheit, sondern auch Zeit. Und die fehlte für eine umfassende Aufklärung. Deswegen beschwor Tutu (am Ende seines Vorwortes) im Abschlussbericht seiner Kommission die *ganze* Gesellschaft Südafrikas. Seine und seiner Mitstreiter Erfahrung bei der Bemühung um Wahrheit und Versöhnung gegen Lüge und Gewalt (nicht nur in der Vergangenheit!) lenkte seinen Blick in eine bessere Zukunft – eine Haltung, die seinem mit dem Friedensnobelpreis gewürdigten Kampf gegen die Apartheid immer Ausdauer und Ziel gab: „Wir haben die Vergangenheit einer tief gespaltenen Gesellschaft, die geprägt war durch Streit, Konflikt, unendliches Leid und Ungerechtigkeit, hinter uns gelassen und bewegen uns in eine Zukunft, die sich gründen soll auf die Anerkennung der Menschenrechte, auf Demokratie, friedliche Koexistenz sowie gleiche Entwicklungschancen für alle Südafrikaner ungeachtet ihrer Farbe, Rasse, Klasse, ihres Glaubens, ihres Geschlechts!“

Selbstkritisch sich der ungeschönten Wahrheit zu stellen, den Opfern von Menschenrechtsverletzungen zuzuhören und nach einem Weg in die Zukunft zu suchen, der ein Zusammenleben derer ermöglicht, die auf der einen Seite bitterste Erniedrigung erlitt und auf der anderen Seite sie verursachte oder duldete – das ist eine Praxis, die unter den Nationen der Welt Nachahmung finden müsste. Das Wort des Juden Jesus „Die Wahrheit wird euch freimachen“ (Joh 8,31) steht über dem Haupteingang der Freiburger Universität, ohne dass die nichtjüdischen Studenten und Professoren sich die Freiheit nahmen, ihre

verfolgten Kommilitonen und Kollegen zu schützen. Zur Befreiung von dem rassistischen Regime in Südafrika nahmen sich tapfere Menschen die Freiheit. Und es gelang. „Redet Wahrheit“ war in der „Wahrheits- und Versöhnungskommission“ ein grossartiger Versuch, die Traumata zu überwinden und den demokratischen Neuanfang nicht mit Lügen und Verdrängungen zu belasten.

Luise Stöhr, geb. 10.9.1930 in Frankfurt/Oder; Dipl. Bibliothekarin; verheiratet, vier Kinder; seit 1977 Mitglied der „Südafrika-Projektgruppe der Ev. Frauenarbeit in Deutschland“, die den Früchte- und Bankenboykott gegen das Apartheidregime bundesweit organisierte.

Prof. Dr. Martin Stöhr, geb. 1932, Studium der Theologie und Soziologie in Mainz, Bonn und Basel, 1961-1969 Studentenfarrer an der Technischen Universität Darmstadt, 1969-1986 Direktor der Ev. Akademie Arnoldshain, 1983 Dr. h.c. der Universität Heidelberg, 1986-1997 Professor in Siegen, 1965-1984 Ev. Vorsitzender des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, 1990-1998 Präsident des ICCJ, heute Ehrenpräsident.

U.a. benutzte Literatur: Zwei unveröffentlichte Aufsätze von Wolfram Kistner; Joachim Braun (Hg) Versöhnung braucht Wahrheit. Der Bericht der südafrikanischen Wahrheitskommission. Gütersloh 1999.

LIEBE CLARA

Du stellst schwierige Fragen: meine Erfahrungen mit der Wahrheit, in meinem Beruf als Richterin? Darauf gibt es keine einfache, knappe Antwort. Und von mir bekommst Du auch keine philosophische Abhandlung, nur einen Erfahrungsbericht.

Weißt Du eigentlich, dass ich ursprünglich Psychoanalytikerin werden wollte, auf der Suche nach den individuellen Wahrheiten eines Menschen? Warum wird einer so wie er ist? Kann man sich ändern? Und noch davor wollte ich Gottessucherin werden. Als ich dann doch aus den verschiedensten Gründen mit dem Jura-Studium begonnen habe, war ich fasziniert von den vielen kleinen Systemen und Subsystemen, in die das normale Alltagsleben eines Menschen aus juristischer Sicht eingeteilt wird. Wie sich das alles ordnet. Und auch komplizierter wird. Ein simpler Einkauf im Supermarkt wird zu einem komplexen Gebilde aus Regeln, Ansprüchen und Pflichten. Es hat mich fasziniert zu erkunden, wie unsere Gesellschaft Gerechtigkeit verstanden wird. Außer in rechtsphilosophischen und rechtstheoretischen Seminaren wird allerdings unter Juristen wenig über Fragen von Gerechtigkeit oder Wahrheit diskutiert. Es geht mehr darum, die Regeln zu verstehen und sie anwenden zu können. Ehrlich gesagt fand ich das weniger interessant.

Im Referendardienst habe ich Ende der 70er Jahre meine ersten Erfahrungen mit der Wahrheit und den Aussagen von Zeugen und Angeklagten gemacht. Als junge Referendarin in der Staatsanwaltschaft hatte ich vorwiegend mit Fällen zu tun, in denen keine sehr hohen Strafen zu erwarten waren. Trotzdem hat es mir etwas ausgemacht, zum ersten Mal als Vertreterin der Staatsanwaltschaft eine Freiheitsstrafe beantragen zu müssen. Eine völlig läppische Tat lag zugrunde: ein Mann hatte bei Karstadt einen Regenschirm mitgehen lassen. Da er mehrfach einschlägig vorbestraft war und das Gericht zuvor bereits eine Freiheitsstrafe zur Bewährung ausgesetzt hatte, hat dieser Diebstahl ausgereicht, um das Fass zum Überlaufen zu bringen: alle Bewährungs wurden widerrufen und auch für den letzten Diebstahl musste nach dem Gesetz eine Freiheitsstrafe ausgesprochen werden. Warum nimmt jemand unter solchen Umständen einen Regenschirm mit? Auf diese Fragen hatte der Angeklagte mit den Schultern gezuckt. Er wusste es auch nicht so genau. Es war ihm egal, was danach passieren würde. Er war nicht gewohnt, sein Leben nach Regeln und Verboten auszurichten. Wahrscheinlich war es für ihn auch nicht besonders bedrohlich, eine Freiheitsstrafe verbüßen zu müssen. Soweit es seine Angaben vor Gericht anging, waren die Fakten klar und er sprach die Wahrheit. Aber dahinter lag für mich noch eine unentdeckte Welt von „Wahrheit“ und „Schuld“, dieses Leben betreffend. Die Strafe soll sowohl die Fakten als auch die persönliche Situation des Betroffenen berücksichtigen. Aber wie? Ist ein Mensch, der kriminell wird, weniger „schuldig“, wenn er eine harte Kindheit hatte, wenn er gerade arbeitslos geworden ist, wenn er nie Arbeit hatte, wenn er Alkoholiker ist? Welcher ist bei derselben Tat der, der die geringste Strafe verdient? Naja, Du siehst schon, solche Fragen sind nicht zu beantworten.

Mit 28 Jahren wurde ich schließlich Strafrichterin auf einem kleinen Amtsgericht. Ich hatte einen Eid zu schwören, wonach ich meinen Beruf getreu dem Gesetz ausüben werde, nach bestem Wissen und Gewissen urteilen werde und nur der Wahrheit und Gerechtigkeit dienen werde. Ich hatte in meinem Beruf zunächst vorwiegend mit Fällen der „Trunkenheit am Steuer“, wie das bei den Juristen heisst, zu tun. Auf den ersten Blick spielte die Wahrheitsfindung, soweit es den Sachverhalt angeht, nicht die entscheidende Rolle: es gab damals wie heute medizinische Protokolle, die den Blutalkoholgehalt nachweisen. Die Angaben mancher Angeklagten, sie hätten nur ein Bier getrunken, überzeugten natürlich nicht. Und wenn wir Juristen nicht weiter wussten, kamen die Mediziner und machten klare Angaben zur Zurechnungsfähigkeit, also dazu, ob die Angeklagten in betrunkenem Zustand noch beurteilen konnten, dass sie nicht hätten fahren dürfen. Und selbst wenn sie so betrunken waren, dass sie gar nichts mehr wussten, hatten sie möglicherweise nicht genügend Vorsorge dagegen getroffen, dass sie später mit betrunkenem Kopf nicht mehr Auto fahren würden. Und ebenso wenig half es, wenn ein Angeklagter sagte: „Die Wahrheit ist, dass meine Frau mich verlassen hat.“ Diese Art persönlicher Wahrheit konnte natürlich den Sachverhalt nicht erschüttern.

Und dann kamen auch andere Delikte wie z.B. Körperverletzung. Wer hat wen provoziert, wer hat angefangen? Lange Geschichten sind das oft. Warum passiert es bei manchen immer wieder? Man strickt sich dann so seinen eigenen Wahrheitsbegriff. Wie sagt einer etwas, widerspricht er sich, schaut er einem in die Augen, gibt es Zeugen? Am Ende hatte ich den Eindruck, den wahren Sachverhalt ermittelt zu haben. Es verschafft eine große Befriedigung, die Wahrheit aufgeklärt zu haben. Aber mit den Strafen: ich war da manchmal ziemlich ratlos.

Eigentlich wollte ich nicht gern „bestrafen“, obwohl alle immer denken, als Richterin bestrafe man vor allem. Ich war damals noch ziemlich jung und sah auch so aus. Ich hatte mir die Haare hochgesteckt, zu so einer Art Knoten, damit ich etwas strenger aussähe. „Wenn es denn der Wahrheitsfindung dient ...!“ In meinem Fall hat es ihr gedient. Damit das nicht völlig absurd ist, wenn da eine junge Frau Urteile im Namen des Volkes verkündet und von Schuld gegenüber Angeklagten spricht, die doppelt so alt waren und die oft aus sehr viel schwierigeren Welten kamen.

Nach einiger Zeit bin ich in eine andere Gerichtsbarkeit gewechselt, in die Verwaltungsgerichtsbarkeit. Dort ging es nicht mehr um Strafe, sondern meistens darum, Rechtsfragen zu entscheiden. Darf eine Strasse, ein Haus, eine Tiefgarage gebaut werden? Dürfen religiöse Symbole in Schulen erscheinen? Das sind Fragen der Auslegung des Rechts, nicht so sehr Fragen der Wahrheitsfindung. Aber das Thema „Wahrheit“ spielte dort auch wieder eine Rolle, nämlich in den Verfahren der Menschen, die Asyl beantragen. Kannst Du Dir vorstellen, wie schwierig das war, die Wahrheit herauszubekommen, den wahren Sachverhalt? Ist jemand gefoltert worden, politisch verfolgt worden, welche politischen Ideen hatte er, was hat er unternommen? Weshalb hat er sein Land verlassen? Woran erkennt man, dass manche Schilderungen nicht wahr sind? Schwierige Aufgaben. Wir haben natürlich unsere Informationsquellen und Auskunftsstellen. Trotzdem bleiben Fragen offen, die ich als Richterin dann entscheiden musste. Manchmal ist es einfach, dann läuft es klar auf eine bestimmte Entscheidung zu. Aber davon sprechen wir ja jetzt hier nicht. Ich spreche von den Entscheidungen, in denen es immer auch andere Möglichkeiten gegeben hätte, von den wirklich schweren also. Wie vollzieht sich dieser Prozess des Einkreisens und Ausschließens? Wieso konnte ich diese anderen Möglichkeiten der Entscheidung ausschließen? Oft im Zuge von Diskussionen mit den Kollegen. Du lässt alles für ein paar Tage im Kopfe kreisen, hältst es warm und bebrütest es. Und dann kommt dieser Moment, da muss es dann sein. Ja oder Nein. Das ist der Moment, in dem alle vorausgegangenen Diskussionen und alle Informationen in die innere Waagschale geworfen werden und sich schließlich zu einem „wahr“ oder „unwahr“ kondensieren. Ich habe dazu einen Satz von Stefan Andres gefunden, der es wunderbar zusammenfasst: „Was mich angeht, so glaube ich mit Pascal, dass es das Herz, also die intuitive und mit dem Gefühl wertende Zentralkraft unseres Wissens ist, die sich für oder gegen eine Wahrheit entscheidet“. Auf die Kondensierung durch diese erstaunliche „Zentralkraft des Wissens“ läuft es für mich hinaus. Das ist diese eigentlich unbeschreibliche Mischung zwischen Objektivität und Subjektivität, die mich schließlich zu dem geführt hat, was ich „Wahrheit“ genannt habe. Und manchmal gibt es diesen Moment nicht, das will ich nicht verschweigen. Dann muss die Entscheidung nach bestem Wissen und Gewissen getroffen werden.

Eine lange Antwort. Bist Du zufrieden damit?
Sei umarmt von Deiner Grit.



PETRA SCHOTT

Petra Schott, Richterin am Hessischen Verwaltungsgerichtshof, z.Z. beurlaubt für eine Tätigkeit als Juristin in der Europäischen Kommission

HANNA-RENATE LAURIEN

MÜSSEN POLITIKER LÜGEN?



Ob man Intrigen nur mit Lügen bestehen kann – nach meiner Erfahrung entwaftet da nichts so sehr wie Wahrhaftigkeit.

Am 17. September wird gewählt. Die wirklichen Fragen hat die Politik ausgeklammert. Die taz stellt sie – und lässt Unparteiische antworten.

Mit einem Ja auf diese Frage fällen wir ein vernichtendes Urteil über den Beruf des Politikers. Ob man Intrigen nur mit Lügen bestehen kann – nach meiner Erfahrung entwaftet da nichts so sehr wie Wahrhaftigkeit –, ist keine politikspezifische Frage, das gibt es in vielen Berufsfeldern.

Spezifisch für die Situation des Politikers, der Parteien ist, dass zustimmende Mehrheiten erforderlich sind, um politische Pläne verwirklichen zu können, um an die Macht, sprich an die Regierung zu kommen oder sie fortsetzen zu können. In Wachstumszeiten überbieten sich die Parteien in Zusagen. Das ändert sich in Mangelsituationen. Das Ja zum „Muss“ heißt dann: Mehrheiten sind, wenn es um notwendige unbequeme Entscheidungen geht, nur mit Lügen zu gewinnen. Das trübe einen Lebensnerv unserer Demokratie.

Zentrale Aufgabe der Politiker ist es, den Bürger – so weit wie nur möglich – einsichtsbereit und entscheidungsfähig zu machen. Da ist zu erläutern, was geschähe, wenn die Entscheidung nicht vollzogen wird. Die Wirkung des Nichthandelns ist den Zumutungen, die sich für die Bürger, auch gruppenspezifisch verschieden, ergeben, gegenüberzustellen. Der Zusam-

menhang von Gegenwart und Zukunft, von Einzelinteresse und Gemeinwohl ist anschaulich und bürgernah zu verdeutlichen. Tun das die Parteien deutlich genug?

Handlungsalternativen müssen öffentlich diskutiert werden. Das hat eine köstliche Nebenwirkung: Man diskutiert das Wie der Änderung, nicht mehr das Ob! Dass dabei auch die unterschiedlichen Interessen deutlich werden, kann dem Wähler zeigen, wie schwierig politische Entscheidungen in einer komplexen Gesellschaft – anders als am Stammtisch! – sind. Lügen sind da kein Ausweg. Siehe Gesundheitsreform.

Informationsveranstaltungen müssen selten wegen Überfüllung geschlossen werden. Doch wenn jemand in die Behauptung flüchtet: „Wer dem Bürger die Wahrheit sagt, wird nicht gewählt“, so verzichtet er darauf, die Vermittlungspflichten und deren auch attraktive Gestaltung einzufordern, und er unterschätzt den Bürger. Ein sehr persönliches Beispiel: Rheinland-Pfalz, Ende der Siebzigerjahre, Haushaltskürzungen. Ich musste entscheiden: Entweder wird das Zentrum neuartiger Behindertenförderung errichtet oder etwa acht Schulen bekommen ihre Turnhallen. Ich bin in die Schulorte gefahren und habe mit den Betroffenen diskutiert. Bis auf ei-

nen Schulort: Zustimmung zum Vorrang der Behinderten. In der bald folgenden Wahl: auch in diesen Orten die Mehrheit.

Noch ein Blick auf den Umgang der Politiker miteinander. Eine Sache ist noch ganz geheim. Ein Abgeordneter aus der Opposition oder aus der Koalitionspartei – fragt. Soll man lügen: „Nein, da ist nichts dran!“? Nein, man antwortet: „Ich habe ein nicht mitteilbares Wissen.“ – Oder: Man hat eine Idee – z.B. den Beitrag für die Kita nach Elterneinkommen zu staffeln. Soll man der Fraktion vorgaukeln, das fände tolle Zustimmung? Nein, man muss beides, die Widerstände und die Zustimmung, beschreiben und dann zäh und in Einzelheiten auch kompromissbereit diskutieren. Das kann gelingen, und es gelang.

Und noch etwas zum Schmunzeln und Weiterdenken: Wenn mein Chef Bernhard Vogel mit einem Dress nicht sehr einverstanden war, log er nicht schmeichelnd, sondern sagte: „O, Sie haben heute aber einen besonders schönen Schmuck!“ Verlagertes Lob erspart eine Lüge!

Die Tageszeitung Berlin lokal vom 6. September 2006

FABEL + WAHRHEIT

„Wie kommt es nur, daß du dich in Seide und Brokat hüllen kannst?“ fragte die Wahrheit die Fabel. Die Fabel lächelte: „Mein Stoff mildert, was deine Nacktheit schonungslos vor Augen hält.“

Christiane Dürschnabel, Albertus-Magnus-Gymnasium Ettlingen, 1996
<http://sites.inka.de/~W1444/literatur/litfab/fabeln.htm>

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir:

„Wähle!“ – ich fiel ihm mit Demut in seine Linke und sagte:

„VATER, GIB! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“

Gotthold Ephraim Lessing, www.philolex.de/philolex.htm





KLAUS WENGST

„Redet Wahrheit“

Nicht Wahrheit als Prinzip, sondern „gedeihlicher“ Umgang miteinander in Worten und Taten fördert Gerechtigkeit und Frieden.

Mutmaßungen zur Wahl des Mottos

Die Wahl dieses Jahresthemas dürfte nicht ohne Zusammenhang mit dem wichtigen Dokument *Dabru emet* erfolgt sein, einer „jüdische(n) Stellungnahme zu Christen und Christentum“, die am 10. September 2000 veröffentlicht wurde, verfasst von vier theologisch und philosophisch ausgewiesenen jüdischen Personen aus Nordamerika, versehen mit vielen weiteren Unterschriften. Die nächstliegende Übersetzung der hebräischen Worte *dabru emet* ist: „Redet Wahrheit!“ Warum diese Überschrift gewählt wurde, wird in der Stellungnahme weder gesagt noch angedeutet. Auch in seiner Einführung „Ein jüdischer Blick auf *Dabru emet*“ in dem von RAINER KAMPLING und MICHAEL WEINRICH herausgegebenen Sammelband *Dabru emet – redet Wahrheit. Eine jüdische Herausforderung zum Dialog mit den Christen* (Gütersloh 2003, S.15-30) geht MICHAEL SIGNER, einer der Autoren, nicht darauf ein. Man kann vermuten, dass damit die Autoren sich selbst aufgefordert sehen, ein Christentum, soweit es sich verändert hat, indem es sich nicht mehr an die Stelle Israels setzt, sondern das jüdische Volk als bleibend von Gott erwähltes Israel anerkennt, *wahzunehmen* und diese Veränderung für sich in ihren Konsequenzen zu bedenken. Indem sie ihre Stellungnahme veröffentlicht haben, liegt in der Überschrift eine Aufforderung an ihre jüdischen Landsleute, solche *Wahrnehmung* ebenfalls nachzuvollziehen und ihrerseits darauf zu reagieren. „Redet Wahrheit!“

Bei der Wahl dieser Aufforderung zum Jahresthema 2007 wird ein weiterer Zusammenhang damit bestanden haben, dass es sich bei den beiden Preisträgern der Buber-Rosenzweig-Medaille im Jahr 2007 um Journalisten handelt. Die Umstrittenheit von „Wahrheit“ gerade in diesem Bereich liegt auf der Hand und zeigte sich in diesem Sommer 2006 besonders auch in der Berichterstattung über die kriegsgerichtlichen Vorgänge im Nahen Osten. Welche Aspekte der Wirklichkeit werden *wahrgenommen*, welche ausgeblendet? Was ist „die Wahrheit“ der Bilder, die ja nicht einfach nur Wirklichkeit abbilden, sondern die in neuen Zusammenhängen eingesetzt werden und so unterschiedliche „Wirklichkeiten“ erzeugen? Informieren sie? Dienen sie der Analyse? Machen sie

Stimmung? Überdecken sie Nichtgezeigtes? Welche werden von Redakteuren aufgenommen und welche ausgeblendet? Welche werden wenige Male oder nur einmal gezeigt, welche in der Endlosschleife? „Redet Wahrheit!“

Das Motto als Teil des Sacharjabuches

Ich will nun jedoch mein Hauptaugenmerk darauf richten, dass es sich bei dem Jahresthema um ein Bibelzitat handelt, um einen Ausschnitt aus Sacharja 8,16. Im Sacharjabuch finden sich Dattierungen, die nach unserer Zeitrechnung in die Jahre 520 (Sacharja 1,1.7) und 518 v. Chr. (Sacharja 7,1) gehören. Es ist die Zeit nach dem Exil, die Zeit des beginnenden Wiederaufbaus des Tempels in Jerusalem. Darauf sind die Kapitel 1-8 bezogen. Sie gehen auf den Propheten Sacharja zurück, von dem sonst nichts bekannt ist. Es ist eine Zeit „armseliger Anfänge“ (Sacharja 4,10). Im Blick auf sie deutet der Prophet die Erfahrung des Exils als Gerichtshandeln Gottes an seinem Volk. Die jetzt gegebene Möglichkeit zur Rückkehr soll als Umkehr zu Gott in kultischer und sozial-rechtlicher Hinsicht ergriffen werden. So wird auch Gott zu seinem Volk umkehren mit der Verheißung sicheren und erfüllten Lebens in Jerusalem und Juda. So verheißt Gott nach Sacharja 8,4-5: „Es werden noch Greise und Greisinnen auf den Plätzen Jerusalems sitzen, den Gehstock in der Hand, weil hochbetagt. Und die Plätze der Stadt werden voll sein von Jungen und Mädchen, die auf ihren Plätzen spielen.“ Weiter heißt es in 8,10-12 in Gottesrede: „Ja, vor diesen Tagen gab's weder Lohn für Mensch noch Lohn fürs Vieh; wer da ging und wer da kam, hatte keine Ruhe vor feindlichem Andrang; und alle Menschen ließ ich aufeinander los. Jetzt aber bin ich nicht wie in früheren Tagen gegen die Übriggebliebenen dieses Volkes', Spruch Adonajs, mächtig über Heere, 'sondern Saat des Friedens: Der Weinstock gibt seine Frucht, das Land gibt seinen Ertrag, der Himmel gibt seinen Tau; und ich vermache den Übriggebliebenen dieses Volkes all das zum Erbe.'“ Was die hier Angeredeten selbst tun sollen, wird ebenfalls in Gottesrede in Sacharja 8,16-17 gesagt: „Das ist's, was ihr tun sollt: Redet verlässlich miteinander! Sprecht verläss-

lich und gedeihlich Recht in euren Toren! Ersinnt nichts Böses gegen andere in eurem Herzen! Falschen Schwur liebt nicht! Denn all das ist's, was ich hasse.“

Einmal wird hier deutlich, dass die Aufforderung „Redet Wahrheit!“ ein sehr verkürzter Ausschnitt ist. Im Text ist unmittelbar mit ihr das Moment der Gegenseitigkeit verbunden. Es geht darum, dass man sich gegenseitig auf das Wort des oder der anderen verlassen kann. Das ist schon ein erster Hinweis darauf, warum zum anderen die hebräische Wendung *dabru emet* in der oben gebotenen Übersetzung nach der „Bibel in gerechter Sprache“ nicht mit „Redet Wahrheit!“, sondern mit „Redet verlässlich!“ wiedergegeben worden ist. BUBER verdeutscht: „Redet treulich jedermann zu seinem Genossen!“ Natürlich ist die Übersetzung: „Redet Wahrheit!“ nicht falsch. Der mit ihr gesetzte Akzent ist noch einmal zugespitzt in der katholischen Einheitsübersetzung: „Sagt untereinander die Wahrheit!“ Diese Be-

deutung – „die Wahrheit sagen“ – findet sich in der hebräischen Bibel auch, z.B. in 1. Könige 22,16, wo König Ahab den Propheten Micha ben Jimla beschwört, „dass du mir nichts als die Wahrheit sagst im Namen Adonajs“. Aber der Begriff *emet* enthält mehr. Er kommt von dem Verb mit den Radikalen *a' m' n'*, das in seinen verschiedenen Bildungen die Bedeutungen „sich als zuverlässig erweisen“, „Bestand haben“, „glauben“, vertrauen“ hat (vgl. „unser“ aus dem Hebräischen übernommenes *Amen*). In 2. Mose 34,6 stellt Gott sich vor als „barmherzig und gnädig, langmütig und voll von Freundlichkeit (Gnade) und Treue (Wahrheit – *emet*)“. In diesem Zusammenhang, der Gottes reiches und anhaltendes Erbarmen betont, steckt in *emet* mehr der Aspekt der Treue als der Wahrheit. „Wahrheit“ ist hier das, was sich *bewährt*. Gott erweist seine Wahrheit, erweist seine Verlässlichkeit in der Treue zu seinem Volk, in seinem helfenden und rettenden Mitsein (vgl. 2. Mose 3,14). Hier ist „Wahrheit“ mit einem Weg verbunden, auf dem sich Gott als helfend und rettend „bewährt“ und so „bewahrheitet“. Das ist ein anderer Begriff von Wahrheit als die griechische *aletheia* (= „Unverborgenheit“), wonach „Wahrheit“ ein unter den Erscheinungen und Meinungen verborgenes unveränderliches Sein ist, das sich den Philosophen entbirgt.

„Redet verlässlich miteinander!“ Man muss sich in einer Gemeinschaft darauf verlassen können, was gesagt wird. Das wird in der zweiten Vershälfte von Sach 8,16 mit einem weiteren Aspekt

verbunden: „Sprecht verlässlich und gedeihlich Recht in euren Toren!“ Hier begegnet noch einmal der Begriff *emet*, was in manchen Übersetzungen verdeckt ist. Er wird jetzt mit dem Begriff *mischpat* verbunden: „Recht“ – Recht, das für alle in gleicher Weise gilt, das für alle höchste Verbindlichkeit hat und auf das sich alle verlassen können. Im Blick ist damit ein funktionierendes Rechtssystem mit unabhängigen Richtern, die sich nicht bestechen lassen, sondern ohne Ansehen der Person urteilen. Wird so das Recht verlässlich praktiziert, ist es auch „gedeihlich“, führt es zu *shalom*. *shalom* meint primär nicht „Frieden“, sondern ein ausgeglichenes Ganzsein, ein allgemeines Gedeihen.

In Sacharja 8,16 ist damit schon enthalten, was später Rabban Schim'on ben Gamliel so formulierte: „Auf drei Dingen steht die Welt: auf dem Recht (*din*), auf der Wahrheit (*emet*) und auf dem Frieden (*shalom*)“ (Mischna Avot 1,18). In der Fassung: „Auf drei Säulen ruht die Welt: Wahrheit, Recht, Frieden“ war das das Jahresthema 2000.

Das Motto als Zitat im Neuen Testament

In einer möglichen wörtlichen griechischen Übersetzung ist Sacharja 8,16a im Neuen Testament in Epheser 4,25 aufgenommen: „Redet Wahrheit, jeder Einzelne mit seinem Nächsten!“ Man könnte den griechischen Text aber auch genauso wiedergeben, wie es oben bei dem hebräischen geschehen ist: „Redet verlässlich mit-

einander!“ Denn in der Fortsetzung von Epheser 4,25 wird eine Begründung angefügt, die genau diesen Aspekt betont, dass man sich in einer Gemeinschaft gegenseitig auf das verlassen können muss, was ihre einzelnen Mitglieder sagen: „weil wir im Verhältnis zueinander Glieder sind“ – und also voneinander abhängig und einander bedürfen.

Das Motto bei IMMANUEL KANT

IMMANUEL KANT hat wie kaum jemand sonst darauf bestanden, dass man immer und unter allen Umständen die Wahrheit sagen müsse – so in seiner 1797 geschriebenen Abhandlung: *Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen* (Kants Werke. Akademie-Textausgabe Bd. VIII, Berlin 1968 [= Abdruck des Textes der von der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1902 begonnenen Ausgabe von Kants gesammelten Schriften], S. 423-430). Es geht ihm dabei um die Unantastbarkeit der „Rechtsquelle“; sie wird durch Lügen „unbrauchbar“ gemacht. Wer lügt, wirkt daran mit, „daß Aussagen ... überhaupt keinen Glauben finden, mithin auch alle Rechte, die auf Verträgen gegründet werden, wegfallen und ihre Kraft einbüßen“ (426). In diesem Zusammenhang hat KANT den beachtlichen Satz geprägt: „Das Recht muß nie der Politik, wohl aber die Politik jederzeit dem Recht angepaßt werden“ (429). Er konnte sich wohl nicht vorstellen, was dann Erfahrung des 20. Jahrhunderts wurde, dass das als Recht ausgegeben werde und dann auch als Recht gelte und *exekutiert* werde, was der Politik Menschen verachtender Ideologien diene. Jedenfalls hat er die Pflicht zur Wahrhaftigkeit so absolut gesetzt, dass er dafür alles andere in Kauf zu nehmen bereit gewesen ist. „Wahrhaftigkeit in Aussagen, die man nicht umgehen kann, ist formale Pflicht des Menschen gegen Jeden, es mag ihm oder einem Andern daraus auch noch so großer Nachteil erwachsen“ (426). Das größere Übel sieht er darin, dass eine Lüge „der Pflicht *überhaupt* Unrecht“ tue; und noch zweimal betont er auf derselben Seite, dass zu lügen ein Unrecht und ein Schaden sei, die „der Menschheit überhaupt“ zugefügt würden. Von daher unternimmt er es sogar, die absurde These „eines deutschen Philosophen“ zu verteidigen, „daß die Lüge gegen einen Mörder, der uns fragte, ob unser von ihm verfolgter Freund sich nicht in unser Haus geflüchtet, ein Verbrechen sein würde“ (425). Er verteidigt sie mit noch absurderen Konstruktionen (427) und stellt dabei fest: „Bist du aber strenge bei der Wahrheit geblieben, so kann dir die öffentliche Gerechtigkeit nichts anhaben, die unvorhergesehene (!) Folge mag sein, welche sie wolle.“ Diese Orientierung am formalen Recht hatte unheilvolle Folgen und erzeugte nach 1945 Entschuldigungsstrategien für Taten, die nicht zu entschuldigen sind. Das absolut gesetzte Prinzip, es sei „ein heiliges, unbedingt gebietendes, durch keine Convenienzen einzuschränkendes Vernunftgebot: in allen Erklärungen wahrhaft (ehrlich) zu sein“ (427), kann tödliche Konsequenzen haben – und hatte sie, wenn etwa im nationalsozialistischen Deutsch-



land gefragt und darauf „wahrhaftig“ geantwortet wurde: „Haben die Nachbarn einen Feindsender gehört?“ „Sind hier im Haus Juden versteckt?“ „Redet Wahrheit!“?

Das Motto als Thema für Christen

Doch noch einmal zurück zu Sacharja 8! Die ersten 19 Verse des Kapitels beziehen sich auf den Wiederaufbau und die Neugestaltung Jerusalems und Judas nach dem Exil. Es geht um innerjüdische Verständigung. Aber am Ende des Kapitels, in den Versen 20-23, kommen – ebenfalls in Gottesrede – Menschen aus der Völkerwelt in den Blick. „Es wird noch sein, dass Völker kommen und Menschen aus vielen Städten; die aus der einen werden zur anderen gehen und sagen: ‘Lasst uns gehen! Ja, wir wollen gehen, um das Angesicht Adonajs zu erweichen.’ ‘Ja, auch ich will gehen, um Adonaj, mächtig über Heere, aufzusuchen.’ ... In jenen Tagen, da ergreifen, ja ergreifen

mehr eingeschränkt und schließlich genommen wurde. Mit der Aussage von der Kirche als „wahrem Israel“ steht aber auch der sie begründende Satz von Jesus als „der Wahrheit“ in seinem exklusiven Verständnis in Frage.

Dieser Satz muss nicht exklusiv verstanden werden. Man braucht auch nicht nur auf Rosenzweig zu verweisen, nach dem diejenigen nicht zum Vater *kommen* müssen, die schon beim Vater *sind*, was beim jüdischen Volk der Fall ist. Es ist zu beachten, dass Jesus die Aussage von Johannes 14,6 gegenüber seinen Schülern macht, nicht gegenüber Außenstehenden. Der griechische Text enthält eine doppelte Verneinung: „*Niemand* kommt zum Vater, wenn *nicht* durch mich.“ Eine doppelte Verneinung hat die Funktion einer unbedingten Bejahung: Wer sich auf Jesus einlässt, kann sich ganz sicher darauf verlas-

Sich für das Existenzrecht Israels auszusprechen, ist belanglos. Die Aussage: „Ich bin für das Existenzrecht Schwedens“ würde nicht nur in Schweden seltsam klingen. Der Staat Israel existiert, und das zu Recht, auch wenn es Menschen gibt – selbst in Deutschland –, die die Existenz dieses Staates bedauern und meinen, ohne ihn gebe es Frieden im Nahen Osten und keinen islamischen Terror in der Welt. Eine Aussage über das Existenzrecht Israels bekommt nur dann Relevanz, wenn sie sich klar und deutlich *gegen* diejenigen wendet, die Israels Existenz beseitigen wollen. Das sind Staaten wie vor allem Syrien und Iran und bewaffnete Organisationen, die von diesen Staaten aus- und aufgerüstet werden. Sie unternehmen es, in die Tat umzusetzen, was sie sagen. Eine diffuse Antikriegsempörung, wie sie während des Kampfes Israels gegen die Hisbollah im Libanon verbreitet wurde, vernebelt und verhindert nur die *Wahm*ahme dessen, dass Israel in seiner Existenz real und praktisch bedroht ist und dass es sich dagegen wehren muss. Sicher ist es angemessen und notwendig, in Friedensgebeten während kriegesischer Auseinandersetzungen für die Bewahrung der Zivilbevölkerung und für die Opfer unter ihr zu beten. Aber müsste nicht zugleich auch dafür gebetet werden, dass die Zivilbevölkerung nicht von den eigenen Leuten als Schutzschild missbraucht wird? Und müsste nicht vor allem dafür gebetet werden, dass Gott denen das Handwerk lege, die Israel auslöschen wollen, dass er ihre Herzen umkehre zur Bejahung eines Zusammenlebens mit Israel, damit endlich Frieden sein kann? Wären im kirchlichen Gebrauch die Psalmen nicht weiterhin von ihren Feindaussagen „gereinigt“ worden, gäbe es in dieser Hinsicht vielleicht weniger *Wahm*ehmungsdefizite. „Redet Wahrheit!“ Seid verlässlich!

Prof. Dr. Klaus Wengst,
geb. 1942 in Remsfeld (Bezirk Kassel); 1961-1967 Studium der evangelischen Theologie in Bethel, Tübingen, Heidelberg und Bonn; 1967 Promotion in Bonn; 1970 Habilitation in Bonn; seit 1981 Professor in Bochum; infolge der Studentenbewegung und daraus resultierender politischer Betätigung sozialgeschichtlich orientierte Exegese; seit Ende der 80er Jahre Begegnung mit dem Judentum, 1991 Studienaufenthalt an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag; Mitglied des Evangelischen Studienkreises Kirche und Israel in Rheinland und Westfalen; Mitglied des Ausschusses Christen und Juden der Evangelischen Kirche von Westfalen.

zehn Menschen aus allen Sprachen der Nationen den Zipfel einer einzigen jüdischen Person und sagen: ‘Wir wollen mit euch gehen; denn wir haben gehört: Mit euch ist Gott.’“ In der Wendung nach Jerusalem werden sich viele aus den Völkern Israels Gott anschließen. Dabei ist hier deutlich, dass es keine Beziehung zu Israels Gott gibt am Volk Israel vorbei. Diesen Aspekt will ich für uns Christenmenschen aus der Völkerwelt in zwei Punkten weiter bedenken.

1. „Redet Wahrheit!“ Im Neuen Testament wird „die Wahrheit“ an einer Stelle, die eine starke Wirkungsgeschichte hatte, in Johannes 14,6, personifiziert. Dort steht als Jesuswort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ Dieses Wort ist traditionell als Ausdruck eines exklusiven Anspruchs gelesen worden: *Nur* durch Jesus gibt es Zugang zu Gott. Ein solches Verständnis war dann aber auch die Voraussetzung dafür, dass sich die Kirche – in der Annahme, sie würde das jüdische Volk ablösen und es ersetzen – als „das wahre Israel“ verstand. Diese Aussage jedoch hat sich keineswegs als Wahrheit erwiesen. Indem sie eine entscheidende Voraussetzung dafür war, dass in dem seit Jahrhunderten christianisierten Europa die dort lebenden jüdischen Männer, Frauen und Kinder durch das von Nationalsozialisten geführte Deutschland umgebracht werden konnten, ist sie im Gegenteil falsifiziert worden: Dadurch dass man sich selbst als „wahres Israel“ behauptete, wurden die Juden zunächst theologisch-gedanklich, danach realpraktisch überflüssig. Deshalb führte es nicht zu einem unüberhörbaren christlichen Aufschrei, als den tatsächlich existierenden Juden ihr Leben mehr und

sen, dass er damit tatsächlich zum Vater kommt, zu Israels Gott – und nicht zu irgendwelchen Götzen. Dessen wird in der Situation des Johannes-evangeliums eine Gemeinde versichert, der eben dieser Zugang als ein legitimer bestritten wurde. Schließlich ist bemerkenswert, dass „die Wahrheit“ an dieser Stelle nicht für sich steht, sondern eingerahmt ist von „Weg“ und „Leben“. Auch hier geht es um Wahrheit, die sich unterwegs – in der Nachfolge Jesu – bewährt und so leben lässt. „Redet Wahrheit!“

2. Ich hatte vermutet, dass die Autoren des eingangs erwähnten Dokuments *Dabru emet* ihre Überschrift als Selbstaufforderung verstanden haben, Veränderungen im Christentum wahrzunehmen, die sein Verhältnis zum Judentum betreffen. Sie haben, wie *Dabru emet* selbst und weitere ihrer Veröffentlichungen zeigen, diese *Wahm*ahme so ernst genommen, dass sie sich als Partner zu Christen verhalten. Können dann Christen die Aufforderung: „Redet Wahrheit!“ für sich anders aufnehmen, als dass sie sich ihrerseits in ihren Äußerungen – und in ihrem Verhalten – als verlässliche Partner des jüdischen Volkes und des Staates Israel erweisen? Ist es dann nicht seltsam, dass selbst in Solidaritätsadressen gegenüber jüdischen Gemeinden und Israel immer wieder ein Stück Distanzierung erscheint, womit man nicht einverstanden ist und was zu hinterfragen wäre? Warum nur kann man hier bei einer Solidaritätsbekundung nichts sonst tun, als einfach Solidarität zu bekunden?

Die Wahrheit HAT VIELE VERWANDTE

Verlässlichkeit und Beständigkeit oder schonungslose Enthüllung? Was meinen wir mit Wahrheit?



HANS MAAB

Die Wahrheit hat viele Verwandte – jedenfalls im Hebräischen! Es gehörte für mich zu den erhellendsten Erlebnissen meines Studiums, in der großen Jesaja-Vorlesung Professor Gerhard von Rads der Vielfalt jener Wortwurzel begegnet zu sein, aus der unter anderem das hebräische Wort für Wahrheit, *āmāt*, hervorging. Das Schlüsselerlebnis war jener Satz aus Jes 7,9, das Luther in einer uns altertümlich anmutenden Weise übersetzte: „*Gläubt* ihr nicht, so *bleibt* ihr nicht!“ Neuere Übersetzungen schreiben statt dessen, „glaubt“ – denn wer sagt heute noch „gläuben“!?

Und doch ist die alte Lutherübersetzung nicht nur altertümliche Sprache, sondern ein Versuch, das hebräische Wortspiel im Deutschen wenigstens anzudeuten. Martin Buber versuchte diesem Wortspiel auf andere Weise gerecht zu werden: „*Vertraut* ihr nicht, bleibt ihr nicht *betreut*,“ Man könnte auch sagen, „wenn ihr nicht *festhaltet*, werdet ihr nicht *gehalten*“, oder in Anklang an

die Doppeldeutigkeit des deutschen Wortes „verlassen“: „verlasst ihr euch nicht, werdet ihr verlassen“. Alles Behelfe, Annäherungsversuche!

Aber hilfreiche; denn auch das Wort für Wahrheit entstammt dieser Wurzel. Es bringt also das Beständige, Verlässliche, Vertrauenswürdige zum Ausdruck, das, was man glauben kann und darf. Dies wirft umgekehrt auch ein bestimmtes Licht auf den Begriff „glauben“. Während unsere Alltagssprache „glauben“ oft mit Wunschen und Vermutung in Beziehung setzt, ist es in der Hebräischen Bibel das Vertrauen auf Verlässliches, auf Wahrheit.

Wenn wir heute von Wahrheit sprechen, sind wir vermutlich eher vom griechischen Denken geleitet. Denn das Wort *alētheia* hängt mit der Wurzel *lanthānomai* = „verbergen“ zusammen und bezeichnet das, was nicht verborgen, sondern aufgedeckt, enthüllt, entschlüsselt ist. Dies ist ebenso wichtig, nicht hinters Licht geführt zu

werden, sondern dass die Sachverhalte offen auf den Tisch gelegt und nicht aus ideologischen oder politischen oder sonstigen Zwecken verschleiert, verheimlicht, verbogen werden. Insofern brauchen wir immer auch einen „Enthüllungsjournalismus“, der die Fakten vor Verdrehungen jeder Art schützt. Und dennoch ist auch er nicht gegen Verzeichnungen gefeit; denn jedes Erkennen ist immer zugleich auch ein Interpretieren. Dieses hermeneutische Grundgesetz dürfen wir um der Wahrheit willen nie außer Acht lassen!

Genau so wenig aber auch das unterschiedliche Wirklichkeitsverständnis, das hinter dem hebräischen und griechischen Wahrheitsbegriff steht: die Frage nach dem Verlässlichen, Beständigen oder nach dem Offengelegten, Entschlüsselten, damit aber auch seines Geheimnisses beraubten.

Dr. Hans Maab, *geb. 1935, Studium der ev. Theologie, Pfarrer, Schuldekan, Kirchenrat i.R., Lehrauftrag an der PH Karlsruhe, Mitglied des DKR-Vorstandes.*

Es ist derjenige am weitesten von der Wahrheit entfernt, der auf alles eine Antwort hat. ZHUANGZI





Dabru Emet

NATIONAL JEWISH SCHOLARS PROJECT

EINE JÜDISCHE STELLUNGNAHME ZU CHRISTEN UND CHRISTENTUM

In den vergangenen Jahren hat sich ein dramatischer und beispielloser Wandel in den christlich-jüdischen Beziehungen vollzogen. Während des fast zwei Jahrtausende andauernden jüdischen Exils haben Christen das Judentum zumeist als eine gescheiterte Religion oder bestenfalls als eine Vorläuferreligion charakterisiert, die dem Christentum den Weg bereite und in ihm zur Erfüllung gekommen sei. In den Jahrzehnten nach dem Holocaust hat sich die Christenheit jedoch dramatisch verändert. Eine wachsende Zahl kirchlicher Gremien, unter ihnen sowohl römisch-katholische als auch protestantische, haben in öffentlichen Stellungnahmen ihre Reue über die christliche Mißhandlung von Juden und Judentum

ausgedrückt. Diese Stellungnahmen haben zudem erklärt, dass christliche Lehre und Predigt reformiert werden können und müssen, um den unverändert gültigen Bund Gottes mit dem jüdischen Volk anzuerkennen und den Beitrag des Judentums zur Weltkultur und zum christlichen Glauben selbst zu würdigen.

Wir sind davon überzeugt, dass diese Veränderungen eine wohl bedachte jüdische Antwort verdienen. Als eine Gruppe jüdischer Gelehrter unterschiedlicher Strömungen – die nur für sich selbst spricht – ist es unsere Überzeugung, dass es für Juden an der Zeit ist, die christlichen Bemühungen um eine Würdigung des Judentums

Die Wahrheit ändert sich nicht. Die Menschen ändern sich. MUZAFFER OZAK

zur Kenntnis zu nehmen. Wir meinen, es ist für Juden an der Zeit, über das nachzudenken, was das Judentum heute zum Christentum zu sagen hat. Als einen ersten Schritt wollen wir in acht kurzen Punkten erläutern, auf welche Weise Juden und Christen miteinander in Beziehung stehen können.

Juden und Christen beten den gleichen Gott an. Vor dem Aufstieg des Christentums waren es allein die Juden, die den Gott Israels anbeteten. Aber auch Christen beten den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Schöpfer von Himmel und Erde an. Wenngleich der christliche Gottesdienst für Juden keine annehmbare religiöse Alternative darstellt, freuen wir uns als jüdische Theologen darüber, dass Abermillionen von Menschen durch das Christentum in eine Beziehung zum Gott Israels getreten sind.

Juden und Christen stützen sich auf die Autorität ein und desselben Buches – die Bibel (das die Juden „Tenach“ und die Christen das „Alte Testament“ nennen). In ihm suchen wir nach religiöser Orientierung, spiritueller Bereicherung und Gemeinschaftsbildung und ziehen aus ihm ähnliche Lehren: Gott schuf und erhält das Universum; Gott ging mit dem Volk Israel einen Bund ein und es ist Gottes Wort, das Israel zu einem Leben in Gerechtigkeit leitet; schließlich wird Gott Israel und die gesamte Welt erlösen. Gleichwohl interpretieren Juden und Christen die Bibel in vielen Punkten unterschiedlich. Diese Unterschiede müssen immer respektiert werden.

Christen können den Anspruch des jüdischen Volkes auf das Land Israel respektieren. Für Juden stellt die Wiedererrichtung eines jüdischen Staates im gelobten Land das bedeutendste Ereignis seit dem Holocaust dar. Als Angehörige einer biblisch begründeten Religion wissen Christen zu würdigen, dass Israel den Juden als physisches Zentrum des Bundes zwischen ihnen und Gott versprochen – und gegeben wurde. Viele Christen unterstützen den Staat Israel aus weit tiefer liegenden Gründen als nur solchen politischer Natur. Als Juden begrüßen wir diese Unterstützung. Darüber hinaus wissen wir, dass die jüdische Tradition gegenüber allen Nicht-Juden, die in einem jüdischen Staat leben, Gerechtigkeit gebietet.

Juden und Christen anerkennen die moralischen Prinzipien der Tora. Im Zentrum der moralischen Prinzipien der Tora steht die unveräußerliche Heiligkeit und Würde eines jeden

Menschen. Wir alle wurden nach dem Bilde Gottes geschaffen. Dieser moralische Schwerpunkt, den wir teilen, kann die Grundlage für ein verbessertes Verhältnis zwischen unseren beiden Gemeinschaften sein. Darüber hinaus kann er auch zur Grundlage eines kraftvollen Zeugnisses für die gesamte Menschheit werden, das der Verbesserung des Lebens unserer Mitmenschen dient und sich gegen Unmoral und Götzendienst richtet, die uns verletzen und entwürdigen. Ein solches Zeugnis ist insbesondere nach den beispiellosen Schrecken des vergangenen Jahrhunderts dringend nötig.

Der Nazismus war kein christliches Phänomen. Ohne die lange Geschichte des christlichen Antijudaismus und christlicher Gewalt gegen Juden hätte die nationalsozialistische Ideologie keinen Bestand finden und nicht verwirklicht werden können. Zu viele Christen waren an den Grausamkeiten der Nazis gegen die Juden beteiligt oder billigten sie. Andere Christen wiederum protestierten nicht genügend gegen diese Grausamkeiten. Dennoch war der Nationalsozialismus selbst kein zwangsläufiges Produkt des Christentums. Wäre den Nationalsozialisten die Vernichtung der Juden in vollem Umfang gelungen, hätte sich ihre mörderische Raserei weitaus unmittelbarer gegen die Christen gerichtet. Mit Dankbarkeit gedenken wir jener Christen, die während der nationalsozialistischen Herrschaft ihr Leben riskiert oder geopfert haben, um Juden zu retten. Dessen eingedenk unterstützen wir die Fortsetzung der jüngsten Anstrengungen in der christlichen Theologie, die Verachtung des Judentums und des jüdischen Volkes eindeutig zurückzuweisen. Wir preisen jene Christen, die diese Lehre der Verachtung ablehnen und klagen sie nicht der Sünden an, die ihre Vorfahren begingen.

Der nach menschlichem Ermessen unüberwindbare Unterschied zwischen Juden und Christen wird nicht eher ausgeräumt werden, bis Gott die gesamte Welt erlösen wird, wie es die Schrift prophezeit. Christen kennen und dienen Gott durch Jesus Christus und die christliche Tradition. Juden kennen und dienen Gott durch die Tora und die jüdische Tradition. Dieser Unterschied wird weder dadurch aufgelöst, dass eine der Gemeinschaften darauf besteht, die Schrift zutreffender auszulegen als die andere, noch dadurch, dass eine Gemeinschaft politische Macht über die andere ausübt. So wie Juden die Treue der Christen gegenüber ihrer Offenbarung anerkennen, so erwarten auch wir von Christen, dass

sie unsere Treue unserer Offenbarung gegenüber respektieren. Weder Jude noch Christ sollten dazu genötigt werden, die Lehre der jeweils anderen Gemeinschaft anzunehmen.

Ein neues Verhältnis zwischen Juden und Christen wird die jüdische Praxis nicht schwächen. Ein verbessertes Verhältnis wird die von Juden zu Recht befürchtete kulturelle und religiöse Assimilation nicht beschleunigen. Es wird weder die traditionellen jüdischen Formen der Anbetung verändern, noch wird es die Anzahl interreligiöser Ehen zwischen Juden und Nicht-Juden zunehmen lassen, noch wird es mehr Juden dazu bewegen, zum Christentum überzutreten, und auch nicht zu einer unangebrachten Vermischung von Judentum und Christentum führen. Wir respektieren das Christentum als einen Glauben, der innerhalb des Judentums entstand und nach wie vor wesentliche Kontakte zu ihm hat. Wir betrachten es nicht als eine Erweiterung des Judentums. Nur wenn wir unsere eigenen Traditionen pflegen, können wir in Aufrichtigkeit dieses Verhältnis weiterführen.

Juden und Christen müssen sich gemeinsam für Gerechtigkeit und Frieden einsetzen. Juden und Christen erkennen, ein jeder auf seine Weise, die Unerlöstheit der Welt, wie sie sich in andauernder Verfolgung, Armut, menschlicher Entwürdigung und Not manifestiert. Obgleich Gerechtigkeit und Frieden letztlich in Gottes Hand liegen, werden unsere gemeinsamen Anstrengungen zusammen mit denen anderer Glaubensgemeinschaften helfen, das Königreich Gottes, auf das wir hoffen und nach dem wir uns sehnen, herbei zu führen. Getrennt und vereint müssen wir daran arbeiten, unserer Welt Gerechtigkeit und Frieden zu bringen. In dieser Bemühung leitet uns die Vision der Propheten Israels:

„In der Folge der Tage wird es geschehen: Da wird der Berg des Hauses des Herrn fest gegründet stehen an der Spitze der Berge und erhaben sein über die Hügel. Zu ihm strömen alle Völker. Dorthin pilgern viele Nationen und sprechen: 'Auf, laßt uns hinaufziehen zum Berg des Herrn, zum Hause des Gottes Jakobs! Er lehre uns seine Wege, und wir wollen auf seinen Pfaden wandeln.'“ (Jesaja 2, 2-3).

Tikva Frymer-Kensky, University of Chicago
David Novak, University of Toronto
Peter Ochs, University of Virginia
Michael Signer, University of Notre Dame

(Dabru emet = Redet Wahrheit)
Aus dem Englischen übersetzt
von Dr. Christoph Münz

HOFFNUNG für die Zukunft

trotz Störanfälligkeit des christlich-jüdischen Verhältnisses

„In den vergangenen Jahren hat sich ein dramatischer und beispielloser Wandel in den christlich-jüdischen Beziehungen vollzogen“, stellt das „National Jewish Scholars Project“ zu Beginn seiner Stellungnahme DABRU EMET fest und folgert daraus: „Wir sind davon überzeugt, dass diese Veränderungen eine wohl bedachte jüdische Antwort verdienen.“ Mit der Aufforderung „DABRU EMET – Redet Wahrheit!“ wollen sie einen Beitrag zur Überwindung von Vorurteilen und dem Abbau von Befangenheiten leisten, die nicht mehr dem tatsächlichen Stand des Gesprächs zwischen Christen und Juden entsprechen. Sie wollen jedoch nicht nur „eine vorläufige Bestandsaufnahme des gegenwärtigen jüdischen Verständnisses des Christentums“ vornehmen, sondern beabsichtigen, „jüdisch-theologische Wahrheit über das Verhältnis des Judentums zum Christentum zu verkünden“ (Hannah Holtschneider)



Wie wurde dieses bemerkenswerte Dokument aufgenommen?

Blicken wir zunächst kurz auf jüdische Reaktionen. Es entsprach keineswegs einem allgemeinen Konsens.

„Die Teilnehmer der Kontroverse sind in allen jüdischen religiösen Gruppierungen zu Hause“ (Holtschneider). In Europa wurde sie zunächst gar nicht wahrgenommen, weil sie „keinen einzigen Blick auf die Situation des Dialogs in Europa (oder in der Bundesrepublik) lenkt und nicht wahrnimmt, wie mutig hier bereits argumentiert wird“ (Edna Brocke).

Haupteinwände richten sich etwa gegen die Feststellung in These 1. „Dass Juden und Christen den gleichen Gott anbeten, wird mit Blick auf die Göttlichkeit Jesu und die Trinität bestritten, da diese die Einheit Gottes in Frage zu stellen scheinen“ (vgl. Holtschneider). Außerdem ist von einer „der größten Fallen des interreligiösen Dialogs“ die Rede. Dies darf jedoch nicht den Blick für die positiven Stimmen verstellen.

Wie wird das Papier in den Kirchen aufgenommen und diskutiert?

2003 haben *Rainer Kampling* und *Michael Weinrich* unter dem Titel „Dabru emet – redet Wahrheit. Eine jüdische Herausforderung zum Dialog mit den Christen“ eine Sammlung von Beiträgen jüdischer und christlicher Autoren zu den einzelnen Thesen herausgegeben. 2005 gab *Hubert Frankemölle* unter dem Titel „Juden und Christen im Gespräch über »Dabru emet – Redet Wahrheit«“ die Vorträge einer Veranstaltungsreihe der Paderborner Gesellschaft heraus. Dort sind wesentliche Sichtweisen nachzulesen. Aus dem weiten Feld sonstiger Äußerungen aus dem christlichen Raum – die bei allen Unterschieden im Einzelnen grundsätzlich positiv sind – werden hier besonders bemerkenswerte zitiert.

Der ICCJ urteilt 2003:

„Wir sehen dankbar, dass die Erklärung Dabru emet den so gekennzeichneten Wandel im theologischen Denken der christlichen Kirchen wahrgenommen hat und Juden dazu aufruft, die christlichen Bemühungen um eine Würdigung des Judentums zur Kenntnis zu nehmen (to learn about the efforts of Christians to honor Judaism). Dabei wissen wir, dass die in den Kirchen im Konsens erreichten Einsichten sowohl befestigt als auch vertieft werden müssen.“

Dies brachte bereits vorher mit einer besonders bemerkenswerten Erklärung die „*Lutherische Europäische Kommission Kirche und Judentum (LEKKJ)*“ zum Ausdruck, indem sie es nicht bei einer generellen Absichtserklärung beließ, sondern darin eine Anerkennung der kirchlichen theologischen Neubestimmung der letzten Jahrzehnte sieht und konkrete Fragen benennt, die noch aufzugreifen sind:

„Mit Dabru emet wird auch unsere Arbeit der vergangenen Jahre gewürdigt. Die Erklärung ist für uns Ermutigung und Ansporn, die begonnene Arbeit fortzusetzen.

[...] Wir sind uns bewusst, dass wir Themen lutherischer Theologie überprüfen müssen, die in der Vergangenheit immer wieder zu Judenfeindschaft geführt haben.

Dabru emet ermutigt uns, zentrale Inhalte des christlichen Glaubens im Licht jüdischer Anfragen deutlicher zu formulieren, zum Beispiel die trinitarische Entfaltung unseres Glaubens an den einen Gott.

Wohl wissend, dass dabru emet ein zunächst innerjüdisches Gesprächsangebot ist, sehen wir in der Erklärung auch für uns eine Hilfe, unsere eigene Glaubensüberzeugung so zu sagen und zu leben, dass sie Jüdinnen und Juden nicht herabsetzt, sie in ihrem Anderssein zu achten und das Eigene im Lichte der Anderen klarer sagen zu können.“

Wesentlich zurückhaltender klingt dagegen die Thesenreihe, die der „*Gemeinsame Ausschuss Kirche und Judentum*“ der EKD 2005 veröffentlichte, nachdem er „sich in den Jahren 2003/2004 in mehreren Sitzungen eingehend mit diesem Text befasst hat“. Wie die LEKKJ sieht er „in Dabru emet eine für die Evangelische Kirche bedeutsame jüdische Reaktion auf das Bemühen der christlichen Kirchen, ihr Verhältnis zum Judentum auf eine neue theologische Basis zu stellen.“

Im Blick auf die für erforderlich gehaltene Diskussion innerhalb der christlichen Kirchen wird als Grundsatz ausgegeben:

„Im Prozess des Dialogs wird keiner der Beteiligten die notwendige Diskussion der Unterschiede aussparen wollen. Wir haben aber die Hoffnung, dass Juden und Christen Gemeinsamkeiten erkennen und auch anderen gegenüber bezeugen können und dass dort, wo Unterschiede bestehen, wechselseitige kritische Anfragen dazu beitragen, das Eigene im Licht des Anderen klarer sagen zu können. Zu solcher Hoffnung sehen wir uns durch Dabru emet ermutigt.“

So wird etwa im Blick auf These 1, dass Christen und Juden den gleichen Gott anbeten, darauf verwiesen: „Diese Anerkennung ist nicht selbstverständlich, geschieht sie doch in dem Bewusstsein, dass es in der Beziehung von Juden und Christen zu diesem einen Gott auch Trennendes gibt. Diese Spannung wird in der Entfaltung der ersten These explizit benannt, indem gesagt wird, dass der christliche Gottesdienst für Juden keine annehmbare religiöse Alternative darstellt.“

Es bleibt jedoch zu fragen, ob für den anschließenden (apologetisch wirkenden) Versuch, die Vereinbarkeit der Trinitätslehre mit dem Glauben an den Einen Gott zu erweisen, hier der richtige Platz ist. Dass „Juden und Christen die Bibel in vielen Punkten unterschiedlich“ interpretieren (These 2), wird als Hinweis „auf ein komplexes Verhältnis von Identität und Differenz“ gesehen. Fragen kann man jedoch, ob man angesichts folgender Aussage noch von Identität sprechen kann:

„Die Heiligen Schriften Israels waren die Autorität, auf die die ersten Jünger Jesu ihre Verkündigung und ihre Lebensorientierung stützten. Sie lasen diese Schriften neu im Lichte und unter der Voraussetzung der Verkündigung Jesu und der Erfahrung seines Todes und seiner Auferstehung. In Jesus erkannten sie den in den Heiligen Schriften Israels verheißenen Messias. Damit steht für die christliche Kirche der Teil der Bibel, den wir Christen mit den Juden gemeinsam haben, in Verbindung mit der Person Jesu von Nazareth und also auch mit dem Neuen Testament als dem Zeugnis von Jesus als dem Christus.“

Sehr differenziert ist die Stellungnahme zu These 3, in der es um den „den Anspruch des jüdischen Volkes auf das Land Israel“ geht. Hier wird zwischen sachlicher Notwendigkeit und theologischer Begründung unterschieden:

„Angesichts der jüdischen Erfahrung von Diskriminierung, Verfolgung und Ausrottung – auch durch Christen – sind wir dankbar, dass die Juden im Staat Israel eine Heimstätte gefunden haben. Darüber hinaus sehen auch wir als Christen die besondere Beziehung der Juden zu ihrem Land vor dem Hintergrund der biblischen Landverheißung, die auch historisch eine Grundlage des jüdischen Staates darstellt. Ob und wieweit der jüdische Staat Israel explizit theologisch begründet werden kann und darf, ist unter Christen strittig; unstrittig aber ist die Anerkennung des Existenzrechtes Israels.“

„Eine Antwort *Amerikanischer Baptisten* auf „Dabru Emet [Redet die Wahrheit]“ von 2002 bleibt in höflicher Anerkennung stecken, liest sogar eine generelle Anerkennung des Christentums, nicht des Bemühens um eine Neubesinnung darin:

„Dankbar erkennen wir die Großzügigkeit und die dafür erforderliche Hoffnung dieser Wissenschaftler an, erklären zu können, dass christlicher Glaube ein gültiger Weg für Nichtjuden ist, den Gott Israels zu erkennen und ihm zu dienen.“

Buße wird lediglich hinsichtlich der jahrtausendelangen Judenfeindschaft getan:

„Zu unserer Scham haben unsere jüdischen Nachbarn in der Geschichte allen Grund gehabt, die primäre Tagesordnung für einen Dialog in einfachen Fragen des jüdischen Überlebens und der Sicherheit innerhalb der von Christen dominierten Gesellschaften zu sehen.“

Der Anteil theologischer Diskriminierung des Judentums bleibt in diesem Zusammenhang unerwähnt. Statt dessen wird auf die unterschiedliche Aufnahme des Dokuments innerhalb des Judentums verwiesen und damit der eigene Zwiespalt legitimiert:

„Wir respektieren Meinungsverschiedenheiten innerhalb der jüdischen Gemeinschaft über diese Angelegenheiten und erkennen an, dass Dabru Emet nicht für alle Juden sprechen kann und auch nicht behauptet, dies zu tun. Wir wissen, dass unter den Gemeinden der Amerikanischen Baptisten entsprechend unterschiedliche Auffassungen über diese Fragen bestehen, sowie auch über das Wesen der gegenseitigen Anerkennung unserer zwei Traditionen, die mit christlicher Identität übereinstimmt.“

Mit Genugtuung wird lediglich die „Zusammenarbeit zwischen jüdischen Gruppen und Amerikanischen Baptisten in der Unterstützung der Prinzipien religiöser Freiheit“ zur Kenntnis genommen. Darüber hinaus werden „die Beiträge von leitenden Persönlichkeiten und Wissenschaftlern in anderen christlichen Kirchen, besonders in der römisch-katholischen Kirche, die den jüdisch-christlichen Dialog und die theologische Reflexion über das Judentum gefördert haben“, erwähnt und die „daraus hervorgegangenen Ressourcen, von offiziellen kirchlichen Dokumenten bis zu wissenschaftlichen und praktischen Arbeiten in Theologie, biblischer Auslegung, Ausbildung und Liturgie“ den amerikanischen Baptisten empfohlen. Dies ist m.a.W. ein innerchristlicher Dialog über das Judentum, kein christlich-jüdisches Gespräch.

In einem Vortrag anlässlich der Verleihung des Abraham-Geiger-Preises ging *Karl Kardinal Lehmann* ausführlich auf die Neubesinnung der römisch-katholischen Kirche zum Judentum ein und stellte abschließend zu „Dabru emet“ fest:

„Für diese Intensivierung des Dialogs haben wir nun eine jüdische Stellungnahme zu Christen und Christentum mit dem Titel „Dabru emet – Redet Wahrheit“, veröffentlicht am 11.9.2000 in den USA. Dieses Dokument könnte zu einem wichtigen Leitfaden des zu intensivierenden Dialogs werden.“

Bereits zuvor war er allerdings auf inhaltliche Fragen eingegangen, die auch in „Dabru emet“ angesprochen werden, etwa:

„Es bleiben theologische Grundsatzfragen, wie eine differenziertere Verhältnisbestimmung von Altem und Neuem Testament. Die traditionellen Bestimmungen sind kaum ausreichend zur Beschreibung des gewandelten Verhältnisses zwischen Judentum und Kirche. Hier verdanken wir Erich Zenger wichtige Hinweise.“

„Christen können aus ihrem eigenen Glaubensverständnis nicht darauf verzichten, auch Juden gegenüber Jesus als den Christus zu bezeugen. Juden können aus ihrem Selbstverständnis nicht darauf verzichten, auch Christen gegenüber die Unüberholbarkeit der Thora zu betonen. Das schließt jeweils die Hoffnung ein: Durch dieses Zeugnis könne beim anderen die Treue zu dem an ihn ergangenen Ruf Gottes wachsen und das gegenseitige Verstehen vertieft werden. Hingegen soll nicht die Erwartung eingeschlossen sein: Der andere möge das Ja zu seiner Berufung zurücknehmen oder abschwächen.“

Damit und mit anderen von ihm benannten Fragen werden die bei aller Annäherung und Verständigung bleibenden Differenzen nicht übergangen.

Der bereits von Kardinal Lehmann erwähnte Münsteraner *Prof. Erich Zenger* ging bei seiner Abschiedsvorlesung am 14. Juli 2004 u.a. auch auf „Dabru emet“ ein. Zu These 1, „Juden und Christen beten den gleichen Gott an“ verweist er auf *Clemens Thoma*, Lexikon der jüdisch-christlichen Begegnung, S. 74:

„In der speziellen Gottesfrage liegt das empfindliche Zentrum allen jüdisch-christlichen Dissenses. Wer leichtfertig darüber hinweg dialogisiert, treibt den jüdisch-christlichen Dialog dem Scheitern entgegen ... Christen müssen begreifen lernen und es in Kauf nehmen, dass Juden die Einbeziehung Christi in die Göttlichkeit hinein nicht akzeptieren können.“

Diese erste These beurteilt er selbst wohl als eine freundliche *captatio benevolentiae*, wenn er feststellt:

„Die trinitarische Gottesrede ist, zumindest in vielen traditionellen Ausprägungen der christlichen Theologie, so weit vom jüdischen Monotheismus entfernt, dass es schwer fällt, hier noch eine fundamentale christlich-jüdische Gemeinsamkeit zu erkennen.“

Er weist darüber hinaus auf weitere tiefgreifende Unterschiede zwischen traditionellem christlichem Denken und wohlwollenden Feststellungen in „Dabru emet“ hin, obwohl die von ihm charakterisierte Position, „dass das Alte Testament als typisch jüdisches Gottes-Konzept durch das Neue Testament als spezifisch christliches Gottes-Konzept »aufgehoben« worden sei“ heute wohl von keiner Kirche mehr (offiziell) vertreten wird:

„Diese antithetische Position liegt überall dort vor, wo von christlicher Seite eine explizite oder implizite Diskreditierung des Alten Testaments und seiner Gottesbotschaft vorgetragen wird.“

Hinsichtlich der Berechtigung sowohl der jüdischen als auch der christlichen „Lesart“ der gemeinsamen Bibel verschärft er die Fragestellung gegenüber vordergründiger Zustimmung:

„Beide Lesarten sind theologisch legitim. Dann aber verschärft sich, auch im Blick auf die sog. Wahrheitsproblematik, die Frage: Wie verhalten sich beide Lesarten zueinander? Gibt es bei aller Differenz eine perspektivische Gemeinsamkeit, die der biblische Text vorgibt und um die beide sich mühen müssen?“

Hermann Henrix verweist 2002 in einem Beitrag der Herderkorrespondenz (Nr. 55, S. 336-342) unter dem Titel „Krisenerprobt und doch störanfällig. – Das christlichkatholisch-jüdische Verhältnis“ auf den Zukunftsaspekt der Erklärung „Dabru emet“:

„Die Autoren und Unterzeichner/innen von »Dabru Emet« sind der Überzeugung, dass jüdische und christliche Frauen und Männer und ihre Gemeinschaften eine gemeinsame Zukunft haben, welche der Welt Segen bringen kann. Dazu gehört, dass sie nicht nur die gemeinsame Schrift, sondern auch die unterschiedliche Interpretation dieser Schrift studieren. Die schmerzlichen Diskussionen der religiösen Lehren, welche in der Geschichte so viel Misstrauen und Gewalt nach sich gezogen haben, sollten in einem Kontext von Hoffnung für die Zukunft stattfinden. Diese Hoffnung wird eine solche des »zweiten Mutes« sein, welche um die Störanfälligkeit des christlich-jüdischen Verhältnisses weiß und sich auch angesichts neuer Spannungsfelder nüchtern bewährt.“

DABRU EMET – „REDET Wahrheit“

ZEITGENÖSSISCHE JÜDISCHE STIMMEN ZUM CHRISTENTUM

so lautete eine „jüdische Stellungnahme zu Christen und Christentum“ aus dem Jahre 2000, die – unterzeichnet von zahlreichen Rabbinern, jüdischen Gelehrten und Intellektuellen – den Versuch unternahm, nach fast 50 Jahren christlich-jüdischem Dialog einen innerjüdischen Perspektivwechsel in der Betrachtung und Bewertung des Christentums vorzunehmen.

Jenseits und unabhängig der – auf christlicher wie jüdischer Seite keineswegs unumstrittenen – theologischen Positionen, die das Papier enthält, fanden wir als Redakteure des Themenheftes den Gedanken reizvoll, jüdische Persönlichkeiten anzufragen, inwieweit sie den Perspektivwechsel, der in „Dabru emet“ auf theologischer Ebene versucht wurde, auf ganz persönlicher Ebene mittragen können, ablehnen oder gar längst vollzogen haben. Zu diesem Zweck haben wir drei kurze Fragen entwickelt, die von den Befragten mit wenigen Sätzen (oder auch nur ein paar Worten) beantwortet werden konnten. Diese Fragen lauteten:

1) Gibt es etwas, das Sie als Jude/Jüdin am Christentum für positiv erachten?

2) Gibt es christliche Persönlichkeiten, die für Ihr Denken und Handeln von Bedeutung waren und/oder sind?

3) Gibt es christliche Feste/Gebräuche/Traditionen, denen Sie persönlich etwas abgewinnen können?

Von den gut vierzig jüdischen Personen, die wir anfragten, haben zu unserer Freude immerhin gut zwei Drittel geantwortet. So unterschiedlich die angefragten Personen, so unterschiedlich, oft überraschend und stets von großer Offenheit und Spontaneität geprägt sind ihre Antworten. Es handelt es sich bei den nun vorliegenden Antworten unserer Kenntnis nach um die erste und einzige Sammlung von Stellungnahmen, in denen Jüdinnen und Juden auf sehr persönliche Weise und auf individueller Ebene ihre Sicht von Christen und Christentum formuliert haben.

Den Antworten vorangestellt ist ein Aufsatz von Rabbiner David Rosen – „Voneinander lernen“ –, der gewissermaßen zur Einführung einige theologische Grundlinien der interreligiösen Begegnung zeichnet und – durchaus im Geiste von Dabru Emet – sich insbesondere der Frage widmet, ob und was denn Juden und Judentum von Christen und Christentum in der Begegnung und im Dialog miteinander lernen könnten.

Dr. Eva Schulz-Jander / Dr. Christoph Münz





VONEINANDER lernen

– GEDANKEN AUS JÜDISCHER SICHT *

RABBI DAVID ROSEN

Ich möchte zunächst einige allgemeine Bemerkungen zum „Voneinander lernen“ mit Blick auf religiöse Traditionen machen, bevor ich mich der besonderen Frage widme, die zu beantworten ich gebeten wurde, nämlich was Juden von Christen lernen können.

Uns allen ist bekannt, dass es innerhalb unserer Glaubensgemeinschaften jene gibt, die an einem Dialog nicht interessiert sind, ja, ihm sogar feindlich gegenüber stehen. Ich halte das für ein Unglück – es spiegelt insgesamt ein Gefühl der Unsicherheit im größeren Zusammenhang der menschlichen Kultur wider. Wie ich selbst erfahren habe, vermag die interreligiöse Begegnung den eigenen spirituellen Blickwinkel ungemein zu erweitern. Viele, die den Dialog (zum eigenen Nachteil) ablehnen, sind der Überzeugung, es gäbe außerhalb ihrer eigenen Traditionen nichts, das des Lernens wert wäre. Dann wiederum gibt es jene, die befürchten, der Dialog könne das je eigene Glaubensbekenntnis untergraben. Da nun aber jede reale, lebendige Begegnung dieses „Risiko“ in sich birgt (was nicht notwendigerweise etwas Negatives ist), denke ich, dass die interreligiöse Begegnung tatsächlich das Bekenntnis jener, die wahrhaftig und kenntnisreich in ihrer jeweiligen Tradition verankert sind, festigt. Indem man dazu aufgefordert ist, das eigene Bekenntnis zu erklären und zu artikulieren, wird das eigene Verständnis von ihnen vertieft.

Allerdings gibt es auch ein weitverbreitetes Verständnis, selbst unter den Praktikern des interreligiö-

sen Gesprächs, das ein vertiefteres Voneinander Lernen meines Erachtens verhindert. Es handelt sich um die populäre Tendenz, Unterschiede bis zu dem Punkt hin zu minimieren, an dem alle Religionen als im Kern grundsätzlich gleich erscheinen. Meiner Meinung nach ist dieser Ansatz oberflächlich und in manchen Fällen eine Form kultureller Arroganz. Jedenfalls ist es kein besonders hilfreicher Ansatz, wenn wir wirklich ernsthaft Voneinander lernen wollen. Selbstverständlich können wir erkennen, dass wir eine Reihe wichtiger Werte und Prinzipien innerhalb der verschiedenen religiösen Traditionen miteinander teilen, aber das macht uns noch nicht alle gleich! Wenn ich sagte, dass dieser Ansatz ein Ausdruck kultureller Arroganz darstellt, meine ich damit, dass zu behaupten, wir seien im Kern alle gleich, ich damit mein eigenes subjektives Verständnis meiner eigenen Glaubenstradition zum einzigen Kriterium eines positiven Werturteils über andere erhebe. Wenn ich aber nur dann in der Lage bin, jene zu achten und zu respektieren, die mir gleichen, ist das eigentlich nur ein Zeichen für die Beschränktheit meines eigenen Horizonts, meiner Neugier und Offenheit.

In Wirklichkeit verkleinere ich dadurch den Wert der ungeheuren Vielfalt des göttlichen Universums innerhalb der menschlichen Gesellschaft und ihrer verschiedenen Formen des spirituellen Ausdrucks.

Nun gibt es noch ein anderes, beinahe diametral entgegengesetztes Verständnis von Dialog, das in bestimmten intellektuellen Kreisen vorherrscht und das meines Erachtens ebenfalls wenig hilfreich ist. Dieser Ansatz ist unter dem Begriff Post-Modernismus bekannt. Die Grundbotschaft, die paradoxerweise mutatis mutandis oftmals von Vor-Modernisten vertreten wurde, lautet, es gäbe nichts, worüber man in einen Dialog treten könne, da es sowieso nur eine Wahrheit gebe, in deren Besitz man selbst sei!

Der post-modernistische Ansatz erklärt, jede Religion oder Kultur sei ein vollständig geschlossenes System, das sich in einer speziellen Sprache und mit eigenen Symbolen ausdrückt. Innerhalb des Ganzen könne die Bedeutung von Worten und Symbolen nur in Verbindung mit anderen Worten und Symbolen verstanden werden, die das Ganze des Systems ausmachen. Daher sei ein interreligiöser Dialog unmöglich, weil die Betei-

ligten niemals die gleiche Sprache sprechen und dieselben Dinge meinen würden.

Ich halte diese Theorie keineswegs für völlig abwegig, denn gewiss geht vieles im Prozess der Übersetzung auf verbaler oder kultureller Ebene verloren und wir müssen uns in dieser Hinsicht vor jeglichen simplifizierenden Versuchen hüten. Gleichwohl werden jene von uns, die tief in einem interreligiösen Dialog engagiert sind, diese Theorie letztlich ebenso ablehnen, wie es einst Benjamin Franklin mit den Behauptungen von Bischof Berkley tat: die Erfahrung lehrt uns etwas Anderes. Jeder, der sich aufrichtig in eine interreligiöse Begegnung begeben hat, weiß, dass wir voneinander lernen können, auch wenn uns nicht immer die Sprache, Terminologie und Erfahrung zur Verfügung steht, um alles in einer anderen Kultur auf eine Weise zu verstehen, wie es innerhalb dieser Kultur selbst verstanden wird.

Wie die meisten von Ihnen kann auch ich bezeugen, viel von anderen Glaubensstraditionen gelernt und oftmals ein Verständnis von der Natur der Wirklichkeit erhalten zu haben, das ich und viele andere niemals allein innerhalb der eigenen Tradition gewonnen hätten. Wir haben tatsächlich die Möglichkeit entdeckt und die Erfahrung gemacht, dass die Kommunikation über derart systembedingte Grenzen hinweg bereichernd ist und damit die bloße Vorstellung widerlegt, wir seien dazu bestimmt, auf exklusive Weise in verschiedenen kulturellen und linguistischen Systemen zu leben, ohne einander verstehen und miteinander in sinnvoller Weise reden zu können – eine Vorstellung, die sowohl leugnet, ein solcher Dialog könne bereichernd sein also auch in Abrede stellt, dass Verständnis und Wohlergehen auf einer globalen Ebene gefördert werden kann.

Mir scheint, um wirklich Voneinander lernen zu können, müssen wir fähig sein, unsere Verschiedenheit sowohl zu würdigen als auch von ihr zu lernen, dürfen wir den Anderen einerseits weder schlicht als gleich betrachten, noch andererseits behaupten, dass es keinen Weg gibt, mit ihm tatsächlich ins Gespräch zu kommen. Als gläubige Menschen, die von anderen Glaubensstraditionen lernen wollen, bedürfen wir zugleich theologischer Demut als auch Hoffnung. Die Demut der Erkenntnis, dass eine Tradition allein die Totalität des Göttlichen nicht zu umfassen vermag und die Hoffnung, dem Göttlichen sogar jenseits der eigenen Tradition zu begegnen innerhalb der wunderbaren und phantastischen Vielfalt des göttlichen Universums.

Für mich gab es selbst bei den grundlegendsten Motiven für die interreligiöse Begegnung viel zu lernen, namentlich dort, wo es um den Kampf gegen Bigotterie und Missinterpretation geht. In dem Bemühen, gegen Vorurteile und Stereotypen gegenüber der eigenen Tradition an-

zukämpfen, entdeckt man nicht selten das oftmals unbewusste Vorhandensein solcher Vorurteile auch innerhalb der eigenen Tradition und Gemeinschaft. Sie mögen nicht von gleicher Qualität sein, aber die Begegnung führt sie einem regelmäßig auf eine Weise vor Augen, wie man es zuvor nicht wahrgenommen hat und ermöglicht somit in der Folge eine Selbstläuterung.

Über die Bekämpfung von Vorurteilen und Bigotterie hinaus gibt es noch eine höhere Dimension in der interreligiösen Zusammenarbeit: das Erarbeiten einer allgemeinen Agenda gemeinsam geteilter Werte. Allerdings bedeutet Zusammenarbeit nicht nur, dass das Ganze mehr ist als die Summe unserer verschiedenen Teile und eine Reflexion auf die Tiefe unseres aufrichtigen Bekenntnisses zu diesen Werten, sondern es fördert auch ein tieferes Verständnis in die Art und Weise, wie diese Werte innerhalb unserer Traditionen verinnerlicht und ausgedrückt werden. Jenseits dieser grundlegenden Dimensionen besteht die höhere Dimension unserer interreligiösen Begegnung jedoch in dem, was unsere gemeinsame Bibel im Blick auf die göttliche Gegenwart in der Welt aussagt. Gott kann in der Schöpfung gefunden werden, aber vor allem im Menschen, der nach Gottes Ebenbild geformt ist. Die Bibel lehrt uns, dass die Begegnung mit dem Anderen letztlich eine Begegnung mit dem Göttlichen darstellt.

Dies aber ist einzigartig intensiv, wenn es sich dabei um die Begegnung mit einer Person handelt, die in ihrem eigenen Leben einen Sinn für das Göttliche erfahren hat und dies zum Ausdruck bringt. Solche Begegnungen bieten uns die Gelegenheit, das Göttliche jenseits unserer speziellen Tradition zu erfahren – und genau das sind religiöse Lernerfahrungen. Die religiöse Bedeutung menschlicher Begegnungen wurden natürlich schon ausgiebig beschrieben von Religionsphilosophen wie Martin Buber, Emmanuel Levinas, Paul Celan, Jacques Maritain und natürlich Papst Johannes Paul II.

Im Blick auf diese allgemeinen Bemerkungen haben Juden viel von Christen wie auch von anderen zu lernen. Aber insbesondere haben wir viel von Christen zu lernen. Es ist wahr, das Judentum bedarf des Christentums nicht, um sich selbst zu verstehen, ganz im Gegensatz zum Christentum, das wesentlich darauf angewiesen ist, das Judentum zu verstehen, um sich selbst zu begreifen. Aber das bedeutet nicht, dass Juden nichts von Christen lernen können, oder dass sie es versäumen, sich auf eine Weise mit dem Christentum in Beziehung zu setzen, um von ihm lernen zu können.

In Bezug auf die grundlegendsten Motive für den Dialog – der Kampf gegen Vorurteile und Bigotterie – liegt es hier zuvörderst und hauptsächlich an den Juden, Größe zu zeigen, indem sie den bemerkenswerten Prozess der Christenheit

während der letzten fünfzig Jahre, jenen Antisemitismus und Antijudaismus abzulegen, von dem das Christentum über Jahrtausende infiziert, zu würdigen und von ihm zu lernen verstehen. Obgleich es gewiss unmöglich ist, zweitausend Jahre innerhalb von fünfzig Jahren gänzlich zu bereinigen, ist es doch wahr festzustellen, dass diese Transformation, diese teshuva, diese metanoia eine der erstaunlichsten, wenn nicht gar eindrucksvollsten ideologischen Revolutionen aller Zeiten darstellt. Was wir in meiner Gemeinschaft davon lernen können, ist die Bedeutung und Notwendigkeit von Selbstkritik, sogar wenn diese auf die intimsten religiösen Bestandteile der eigenen religiösen und kulturellen Identität abzielt – und sogar, wenn die Gefahr besteht, dass uns feindlich gesinnte Elemente dies zu unserem Nachteil auszunutzen vermögen. Konstruktive Kritik an einer Institution, einem Gemeinwesen oder was auch immer ist nicht mit Illoyalität gleichzusetzen. Tatsächlich kann es sich genau umgekehrt verhalten. Konstruktive Kritik, die auf positive Veränderung abzielt, ist Ausdruck tiefster Treue und Verehrung gegenüber dem Kern der Sache. Trotz aller Gefahren keine Furcht vor Kritik an den eigenen Bindungen zu hegen ist etwas, was wir von den uns nahestehenden christlichen Freunden dieser modernen Zeit lernen können.

Was die zweite Ebene des Dialogs betrifft, wären wir ebenfalls gut beraten, einige jener Formen und Modelle zu studieren und ihnen nachzueifern, anhand derer ethische Werte, die wir aufgrund unserer gemeinsamen Quelle miteinander teilen, im christlichen Kontext Eingang gefunden haben. Man muss nicht erst bis nach Kalkutta zu Mutter Therasas Gemeinschaft gehen, um die bemerkenswerten Formen menschlicher Hingabe, die durch den christlichen Glauben inspiriert sind, erkennen zu können. Man findet sie ebenso gut bei unserem Nachbarn und dem Apell zur Nachahmung im Kontext des je eigenen sozialen Umfelds sowohl innerhalb als auch jenseits der eigenen Gemeinschaft.

Aber ich glaube, es gibt noch unweit mehr, was wir nicht zuletzt auch über uns selbst durch den christlich-jüdischen Dialog lernen können.

Rabbi Yitzhak Greenberg hat Judentum und Christentum als zwei Midrashim (homiletische Darstellungen) eines gemeinsamen Textes, nämlich der hebräischen Bibel, beschrieben. Das erscheint mir – aus einer jüdischen Perspektive – eine höchst sinnvolle Formel für unsere jüdische Begegnung mit dem Christentum zu sein.

Einer der Aspekte, die dies impliziert, besteht darin, dass wir fähig sein sollten – und wie ich glaube: müssen –, uns gegenseitig im Lichte unseres je eigenen religiösen Erbes und unserer eigenen religiösen Lehre zu betrachten.

Im Allgemeinen war uns dies in der Vergangenheit aufgrund unseres Schmerzes und der Bürde unserer tragischen Erfahrung mit dem Christentum in der Geschichte unmöglich, einer Erfahrung, die von einer mit Verachtung und Verfolgung genährten Feindschaft gespeist war, welche uns davon abgehalten

hat, die christliche Lehre oder gar die historische Person Jesus von Nazareth in einem positiven Licht zu sehen. Jetzt, da wir dies tun können (zumindest jene unter uns, die sich hierzu in der Lage fühlen und es wollen), können wir nicht nur Jesus von Nazareth als einen jüdischen Bruder und Lehrer erkennen, sondern auch fundamentale Werte und Lehren, die oftmals im Zuge der polemischen Begegnung mit und in Konkurrenz zum Christentum verdeckt blieben, als die unsrigen wiedererkennen. Jesu' Betonung von Liebe und Erlösung, die Bereitschaft, eher Demütigungen zu ertragen anstatt Demütigungen zuzufügen, der christliche Brauch des persönlichen Gebets – dies alles sind Beispiele für fundamental jüdische Lehren und Praktiken, die allerdings, wie ich zu sagen pflege, oftmals in Anbetracht der polemischen Auseinandersetzung mit dem Christentum unterbewertet wurden. In dem Maße, wie wir uns von den Fesseln und Wunden der Verfolgung und Auseinandersetzung in der Vergangenheit zu befreien und zu heilen verstehen, in dem Maße, wie wir die Früchte der Zusammenarbeit und gegenseitigen Wertschätzung zu genießen verstehen, in dem Maße vermögen wir viel von der christlichen Lehre zu lernen (wenn auch oft im Gegensatz zum Verhalten jener, die von sich behaupten, Christen zu sein) und damit unser eigenes Verständnis und unseren Ausdruck dieser fundamental jüdischen Vorstellungen und Lehren wiederentdecken, erneut bekräftigen und vertiefen. Über all dies hinausgehend bleibt die Frage nach dem besonderen Ort, den das Christentum innerhalb der jüdischen Weltanschauung einnehmen sollte. Obwohl unsere negative Begegnung mit dem Christentum selbst wenig hilfreich ist, so gab es doch einige, die in der Lage waren, das Christentum in einem besseren Lichte zu sehen. Abgesehen von Yehudah Halevi und Maimonides (12. u. 13. Jhd.), die Christentum und Islam als Vermittler wesentlicher Wahrheiten für die Menschheit insgesamt betrachteten, und abgesehen von Rabbi Menachem HaMeiri, der ein Jahrhundert später Christentum und Islam als wahre Religionen ansah, betonten Gelehrte wie Rabbi Moses Rivkes im 17. Jahrhundert die einzigartige Beziehung zwischen Christentum und Judentum, lange bevor dies moderne jüdische Philosophen wie Franz Rosenzweig und Martin Buber taten. Die Bemerkung des Letztgenannten, dass „wir ein Buch und eine Hoffnung teilen“, wurde von Rivkes mehr als nur vorweggenommen, als er erklärte, dass Juden und Christen durch die hebräische Bibel und ihre Botschaft der Erlösung, ihre Offenbarung und Erwartung des Messias miteinander verbunden sind. Der kühnste all dieser vormodernen, orthodoxen, rabbinischen Theologen war jedoch möglicherweise der hervorragende Rabbi Jacob Emden am Ende des 18. Jahrhunderts, der das Christentum mit der aus der Mishna abgeleiteten Bezeichnung als „knessiyah leshem shamayim shesofa lehikayam“, als eine Gemeinschaft um des Himmels Willen von bleibender Gültigkeit beschrieb. (In Wirklichkeit ist das hebräische Wort „knessiyah“

eine Übersetzung für „Kirche“ – Emden bezieht sich also tatsächlich auf das Christentum als einer Kirche um des Himmels Willen, die Bestandteil einer göttlichen Absicht für die gesamte Menschheit ist!). Nebenbei bemerkt geht Emdens theologisches Verständnis vom Christentum weit über die Vorstellungen hinaus, wie sie in Dabru Emet artikuliert wurden, jener Erklärung über das Christentum, die von einer Gruppe amerikanisch-jüdischer Gelehrter verfasst, von Hunderten von Rabbinern und jüdischen Intellektuellen unterschrieben, vor vier Jahren veröffentlicht und von unseren christlichen Freunden so positiv aufgenommen wurde. Emden geht über die erwähnten Vorläufer insofern hinaus, indem er das Christentum nicht nur als Übermittler jüdischer Wahrheiten in der Welt betrachtet, sondern einen ihm eigenen heilsrelevanten Charakter zuerkennt. Wenn das zutrifft, wie könnten wir dann die Beziehung zwischen Judentum und Christentum auf eine Weise verstehen, bei der das Judentum dem Christentum etwas zu lehren hat und umgekehrt? Wie ich bereits betont habe, war diese Frage bis vor kurzem noch für die meisten Juden undenkbar, geschweige denn, dass sie über sie nachgedacht hätten. Ungeachtet der bemerkenswerten theologischen Vision Emdens hat die tragische, negative historische Erfahrung jeden vertrauten Umgang mit Emdens Standpunkt selbst zur Seite gedrängt, um erst gar nicht von einem Nachdenken über dessen theologische Implikationen zu reden! Gleichwohl haben die Fortschritte in der Aussöhnung zwischen Juden und Christen während der letzten fünfzig Jahre dazu beigetragen, einem neuen Verständnis der komplementären Beziehung zwischen Christentum und Judentum die Tür zu öffnen, was uns in die Lage versetzen könnte, von unseren christlichen Freunden auf eine Weise zu lernen, wie es vormals undenkbar gewesen wäre. Dies bedeutet nicht nur davon auszugehen, dass es einen göttlichen Plan und Zweck in unserer Komplementarität gibt, sondern auch zu verstehen, was Gott uns damit sagen will! Zu solchen Versuchen, unsere Komplementarität zu verstehen, gehört die Sichtweise, Judentum und Christentum eine parallele Rolle zuzusprechen, wobei der jüdische Schwerpunkt im gemeinschaftlichen Bund mit Gott und der christliche Schwerpunkt auf der individuellen Beziehung zu Gott liegt und diese beiden Schwerpunkte sich gegenseitig im Gleichgewicht halten. Andere haben die Komplementarität dieser Beziehung darin gesehen, dass die Christen der jüdischen Erinnerung bedürfen, dass das Königreich Gottes noch nicht vollständig erreicht ist, während die Juden der christlichen Überzeugung bedürfen, dass dieses Königreich in mancherlei Hinsicht im Hier und Jetzt sich bereits verwurzelt

hat. Eine weitere Sichtweise der gegenseitigen Komplementarität beschreibt das Judentum als eine stete Warnung an das Christentum vor den Gefahren des Triumphalismus, während der universalistische Charakter des Christentums eine wesentliche Rolle spielen kann, das Judentum vor einer Degeneration zu einem insularen Isolationismus zu bewahren. Im Gegensatz zu den unterschwelligen Annahmen des Letztgenannten steht die Behauptung, dass es gerade der Universalismus des Christentums ist, der sich mit der kulturellen, pluralistischen Wirklichkeit der modernen Welt nicht verträgt. Der hohe Stellenwert, der im Judentum der autonomen Gemeinschaft zugesprochen wird – so behauptet man – könne eher als angemessenes Modell für eine multikulturelle Gesellschaft dienen, während das Christentum eher eine bessere Antwort auf die Entfremdung des Individuums in der modernen Welt bereit halte.

Diese Sichtweisen eröffnen nicht nur dem jüdischen Verständnis von christlicher Lehre neue Wege, sondern tragen auch zu unserem eigenen Selbstverständnis und unserer Horizonsweiterung bei.

Als Fazit möchte ich die Bedeutung und das große Potential gemeinsamen religiösen Studierens erneut betonen (was natürlich im Judentum ein heiliges Bestreben ist – sogar wichtiger als das Gebet!), ganz im Sinne von Greenbergs oben erwähnter Beschreibung vom Judentum und Christentums als zweier Midrashim eines gemeinsamen Textes. Obwohl diese unterschiedlichen Auslegungen theologische Positionen beinhalten, die miteinander unvereinbar sind und den Unterschied zwischen unseren Glaubenstraditionen markieren, sind wir, wenn wir es denn wollen, in der Lage, gerade weil sie auf dem gemeinsam geteilten Text der hebräischen Bibel fußen, nicht nur die gegenseitige Erhellung unserer Traditionen zu genießen, sondern auch den grenzenlosen Reichtum der hebräischen Schrift selbst auszuloten samt einem gemeinsam geteilten Bekenntnis zu ihnen.

In dieser Hinsicht möchte ich das oben erwähnte Zitat von Martin Buber an dieser Stelle vollständig wiedergeben:

„Für euch ist das Buch ein Vorhof, für uns ist es das Heiligtum. Aber in diesem Raum dürfen wir gemeinsam weilen, gemeinsam die Stimme vernehmen, die in ihm spricht. Das bedeutet, dass wir gemeinsam arbeiten können an der Hervorholung der verschütteten Gesprochenheit dieses Sprechens, an der Auslösung des eingebannten Wortes.“

* Vortrag an der Fordham University, 2003

Aus dem Englischen übersetzt von Christoph Münz

„Was halten Sie vom Christentum, Frau Cohn?“

Die Fragen:

- 1) Gibt es etwas, das Sie als Jude/Jüdin am Christentum für positiv erachten?
- 2) Gibt es christliche Persönlichkeiten, die für Ihr Denken und Handeln von Bedeutung waren und/oder sind?
- 3) Gibt es christliche Feste/Gebräuche/Traditionen, denen Sie persönlich etwas abgewinnen können?

Die Antworten:

■ **Edna Brocke,**

Essen, Jhg. 1943, Politologin und Religionsphilosophin

1) Um diese Frage zu beantworten, ist zunächst auf das große Identitätsproblem des Christentums hinzuweisen, hat es doch als eine jüdische Sekte begonnen, sich dann aber – vor allem durch den großen politischen Einfluss, den es gewann – aus der Minderheitenposition gelöst und zu einer mächtigen Institution gewandelt. Diese Identitätskrise bestimmte das Verhältnis der Kirchen gegenüber dem Judentum und führte für Juden über sehr lange Zeiträume zu unheilvollen Ergebnissen.

Hier hat sich in einigen christlichen Kreisen nach dem Zweiten Weltkrieg ein Wandel vollzogen. Inwieweit dieser Wandel in Stunden der Bewährung wirklich trägt, bleibt jedoch abzuwarten. Anders als der Islam, der bis heute eine Übereinstimmung von Religion und Politik für sich anstrebt, und ganz offen einen Herrschaftsanspruch verfolgt, hat das Christentum heute primär einen kulturellen und ethischen Einfluss. Diese Entwicklung empfinde ich als eine positive, auch wenn sie inner-christlich eher als eine Krise der Moderne oder als eine Schwächung erfahren worden ist.

2) Es gibt verschiedene christliche Persönlichkeiten, die von Bedeutung für mein Denken waren, jedoch sicherlich anders, als Sie mit Ihrer Frage meinten. So hat Marcion m.E. die unter 1. genannte Identitätsproblematik der Christenheit schon sehr früh erkannt und formuliert. Seine Frage wurde jedoch zusammen mit seinen Lösungsvorschlägen verworfen und führte somit

dazu, dass die Verhältnisbestimmung des Christentums gegenüber dem Judentum problematisch wurde und blieb.

Auch Luther hat eine entscheidende Rolle gespielt, die für mein Denken und für mein Urteilen von großer Relevanz wurde. Durch Luthers Entwicklung im Hinblick auf sein Verhältnis zum Judentum ist für mich – exemplarisch – einmal mehr deutlich geworden, dass auch in der Reformation – trotz vieler anderer Traditionsbrüche – die traditionell problematische Bezugnahme auf das Judentum fortgeführt wurde.

3) Ein großer Teil der christlichen Feste ist von den jüdischen abgeleitet. Dies gilt auch für eine Zahl von Bräuchen und Traditionen. Insofern sind viele davon eben ein Stück weit vertraut, doch durch ihre – in der Sache – tiefe Veränderungen, erschweren sie mir den Zugang. Zum Beispiel ist in der jüdischen Bibel nicht von „einem Ruhetag“ die Rede, sondern vom Schabbat. Natürlich können biblische Vorgaben uminterpretiert werden, und wurden es auch in der jüdischen Tradition, doch von einer so zentralen Vorgabe im Zehnwort abzugehen und den Ruhetag auf den ersten Tag der Woche zu verlegen, erscheint mir als ein einschneidender Eingriff in die Bibel.

■ **Micha Brumlik,**

Frankfurt, Jhg. 1947, Professor für Erziehungswissenschaften und Publizist

1) Die Predigt und das Gottvertrauen Jesu – sieht man von der nur als moralisches Paradox verständlichen Aufforderung zur Feindesliebe und seinem überflüssigen Streit mit den Pharisäern ab.

2) Der Apostel Paulus, der als hellenistischer Jude das Christentum erfunden hat, und dessen schillernde Argumente die Selbstverständigung von Juden und Christen bis heute immer wieder von neuem fruchtbar provozieren.

3) Sämtliche christlichen Feste und Gottesdienste, soweit sie ihren musikalischen Ausdruck von Bach, Monteverdi und Schütz erhalten haben.

■ **Ernst Cramer,**

Berlin, Jhg. 1913, Publizist und Journalist

1) Der Kernsatz der jüdischen Lehre findet sich im 19. Kapitel, Vers 18, des dritten Buches Mose: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“. Dieser epochale Gedanke, der in Matthäus 19,19 wiederholt wird, wurde zum Kernsatz des Christentums und von diesem über die ganze Welt verbreitet. Das ist eine spirituelle, religiöse Großtat, welche in ihrer ultimativen Auswirkung die Akzeptanz der heute weithin gehenden Menschenrechte möglich machte und einleitete und eines Tages auch die jetzt noch Zweifeln den überzeugen wird.

2) Niemals habe ich bei meinen Begegnungen und Zusammenkünften gefragt, welcher Religion – oder gar welcher Rasse – meine Partnerin oder mein Partner angehörten. Immer habe ich in ihnen nur die Menschen gesehen und bewertet.

3) Weihnachten, Ostern und – in geringerem Maße – Pfingsten sind Feste, die in den Gesellschaften, in denen ich lebe, große, nicht nur kommerzielle, Bedeutung haben; dazu kommen noch die religiös wichtigen, aber im Alltagsleben abgewerteten Sonntage, die dem Sabbat ähnlichen Wochenfeste. Zwar bedeuten mir die christlichen Feste religiös wenig, sie stellen mich aber immer wieder vor theologische Fragen.

■ **Michael Degen,**
Deutschland, Jhg. 1932, Schauspieler

- 1) Auch das Christentum bezeichnet das Alte Testament als zu seiner Bibel zugehörig.
- 2) Papst Johannes XXIII.
- 3) Nein.

■ **Ernst Ludwig Ehrlich,**
Basel/Schweiz, Jhg. 1921, Historiker und Judaist

1) Für mich ist es durchaus positiv, dass das Christentum aus der hebräischen Bibel lebt, ohne die das Neue Testament unverständlich bliebe. Ferner ist es eine Tatsache, dass Jesus von Nazareth und seine Jünger Juden waren und vor allem im jüdischen Bereich wirkten. Das Ignorieren dieser Tatsache würde vom Christentum ein schiefes Bild vermitteln. Dazu kommt, dass bei aller kritischer Auseinandersetzung mit dem Judentum, Paulus aus Tarsus, sich stets als Jude gefühlt hat und dem durchaus auch Ausdruck verlieh.

2) Von Bedeutung in den Anfängen meiner Aktivität auf christlich-jüdischem Gebiet waren: Prof. Karl Thieme und Frau Dr. Gertrud Luckner. Später kamen die folgenden Persönlichkeiten hinzu, mit denen ich in Kontakt war oder bin: Kardinal Döpfner, Kardinal Bea, Kardinal König, Kardinal Lustiger, Kardinal Lehmann. In dankbarem Gedenken nenne ich hier auch den allzu früh verstorbenen Bischof Klaus Hemmerle. Es versteht sich von selbst, dass ich für das wiederholte Eintreten für Juden und gegen den Antisemitismus, Papst Johannes Paul II., zu grossem Danke verpflichtet bin. Er hat das Wirken und Wollen von Kardinal Bea in eindrucksvoller Weise in die Tat umgesetzt.

3) Trotzdem ich in der Schweiz in einer weithin christlichen Umgebung lebe, habe ich als Jude an christlichen Festen etc. keinen Anteil. Ich freue mich jedoch, wenn Christen heute ihre Feste und Traditionen spirituell erleben. Ich nehme an, dass Sie Ihre Frage nicht im Sinne eines religiösen Synkretismus formuliert haben, denn gerade die Festtage bilden einen wesentlichen Teil der jeweiligen Identität.

■ **Daniel Ganzfried,**
Zürich/Schweiz, Jhg. 1958, Schriftsteller

1) Warum sollte es das nicht geben. Es gäbe so vieles, dass die Frage, die Sie stellen, selber zu verblasen droht. Es ist fast, als würden Sie mich bitten aufzuzählen, was ich an DER WELT als positiv erachte. Denn unsere/meine Welt ist christlich geprägt. Was erachte ich als positiv an dieser meiner Welt? Die Frage entzieht sich einer vernünftigen Antwort. Aber lassen Sie mich vorab die Idee des Verzeihens erwähnen. Dann die Geschichte Jesu an und für sich. Als Geschichte, aber auch als Gleichnis und als Metapher. Das Konzept der Liebe als Amor Mundi. Die herausragende Rolle Martin Luthers für die Entwicklung der Deutschen Sprache. Etc Etc Etc.

2) Direkt, im persönlichen Sinne nein. Ausser Sie meinen den lieben Lehrer, den ich in der Grundschule

hatte, der sicher ein Christ durch und durch war, aber keine Persönlichkeit im medialen Sinne, in dem ich Ihre Frage verstehe. Es sei denn der Dorfpfarrer, der uns den Keller seiner Kirche für Partys zur Verfügung gestellt hatte. Solche Personen gäbe es zuhauf. Aber ich weiss nicht mal mehr ihre Namen.

3) Klares Nein. Weil ich keine begehe und keine kenne. Sicher wäre es schön, mal eine Weihnachtsmesse oder einen Ostergottesdienst zu besuchen. Den östlich-orthodoxen Liturgien kann ich so manche schöne Töne abgewinnen. Aber leider habe ich einen Festtag als solchen nie wirklich in mein Leben assimiliert. Weder jüdisch, noch christlich, noch persönlich.

■ **Günther Bernd Ginzel,**
Köln, Jhg. 1946, Journalist

1) Zwei Antworten: Die Vielschichtigkeit. Im Vatikan habe ich begriffen, warum Katholiken an ihrer katholischen Version des Christentums festhalten – und warum Protestanten in vielem ganz anders sind. Und dass das Jüdische im Christlichen die (oft verdrängte) Basis des Gemeinsamen bildet. Die Fähigkeit, Juden solch scheinbar einfache Frage zu stellen.

2) Natürlich wurde ich auch von nichtjüdischen Menschen beeinflusst. Doch erst diese Frage veranlaßt mich darüber nachzudenken, ob dabei deren Religion eine Rolle spielte. Ich glaube, dass dies nur bei einer Person der Fall war: bei meiner Volksschullehrerin. Damals war ich sechs und sieben Jahre alt. Doch sie hat mir prägend ein so fröhliches Selbstverständnis des Christseins vermittelt, das mir half zu begreifen, warum nicht alle Menschen jüdisch sind oder sein sollten.

3) Das Singen, die Sangeskraft evangelischer Religionslehrer und die Grenzen überwindenden Melodien der katholischen Weltjugendtage.

■ **Leo Hepner,**
London/Großbritannien, Geschäftsmann

- 1) Innigkeit bei Gebeten
- 2) Dietrich Bonhoeffer und Papst Johann XXIII.
- 3) Gute Predigten von Kardinälen

■ **Barbara Honigmann,**
Straßbourg/Frankreich, Jhg. 1949, Schriftstellerin

1) Ich finde es positiv, wenn Juden Juden und Christen Christen sein können, ohne sich gegenseitig aneinander messen zu müssen. Je mehr ich jedoch in jüdische Texte eindringe, auch talmudische, die in Zeitgenossenschaft mit dem frühen Christentum entstanden sind, wird mir klar, dass das Christentum im Judentum vollständig vorhanden ist. Und ich meine wirklich, enthalten in und nicht, entstanden aus.

2) Pfarrer Hildebrandt von der Sophienkirche in

vormals Ostberlin, der mit seiner Gemeinde die christlichen Texte auf seine jüdenfeindlichen Stellen hin las und in der Sophienkirche viele Abende veranstaltete, die dem Gespräch zwischen Christen und Juden dienten ohne dabei die Differenzen zu verwischen. Ich möchte auf Pfarrer Hildebrandt verweisen, weil z.B. Martin Luther King das nicht nötig hat, dessen luzide Haltung in punkto Antisemitismus, wie seine ganze Persönlichkeit, ich natürlich außerordentlich bewundere.

3) Das Problem für Juden ist doch viel eher, dass sie so sehr von der umgebenden christlichen Kultur geprägt sind, in der sie ihr ganzes Leben, und zwar seit sehr vielen Generationen, verbracht haben, dass sie überhaupt erst einmal etwas authentisch Jüdisches in ihrem Leben bewahren möchten. Denn auch die säkulare Gesellschaft ist ja eine christlich geprägte Kultur, wie man schon am Kalender absehen kann. Was macht ein Jude, wenn alle Weihnachten feiern, das ganze Land stillsteht und sogar die Kinos geschlossen sind, jedenfalls im ach so laizistischen Frankreich. Wenn aber an einem Mittwoch im September oder Oktober Jom Kippur ist, muß er sich überall entschuldigen und erklären, dass er nicht disponibel ist.

■ **Josef Joffe,**
Hamburg, Jhg. 1944, Journalist und Herausgeber

- 1) Positiv am Christentum: Liebe Deinen Nächsten, was ebenfalls aus dem Judentum kommt.
- 2) Christliche Persönlichkeiten: Augustinus.
- 3) Feste: Ostern, weil es dem jüdischen Pessach-Fest entspringt, das Thema der Wiedergeburt (der Freiheit bei den Juden, des Heilands bei den Christen) übernimmt und dazu den Kindern das Vergnügen des Ostereiersuchens schenkt.

■ **Elisa Klapheck,**
Amsterdam/Niederlande, Jhg. 1962, Rabbinerin

1) Die mit den Juden geteilte Unruhe darüber, dass die Welt – so wie sie von Gott erschaffen worden ist – noch lange nicht perfekt ist. Wer schon jetzt, noch in diesem Leben etwas messianischen Rausch erleben will, darf nicht passiv auf ein Wunder warten. Er muss an sich und an der Welt arbeiten. Emanzipation ist dabei in die Dynamik mit eingebaut. Und entlang der Jahrhunderte menschlicher Bemühungen lernt auch Gott dazu – emanzipiert sich mit den Menschen mit.

2) Die mythische Maria, die Jesus – so wie Zeus die Athena – aus dem Geiste gebärt hat. Marias Jungfernschaft verstehe ich nicht als Zeichen übermäßiger Keuschheit, sondern als Symbol für eine Unabhängigkeit, die nicht nur geistig, sondern sogar physisch die Notwendigkeit des

„Männlichen“ überwindet. Ausgerechnet eine solche Frau bringt das neue, bahnbrechende und erlösende Lebenskonzept hervor – symbolisiert in Marias androgynen, Gender-Festlegungen durchbrechenden Sohn.

Außerdem: verschiedene Äbtissinnen und Visionärinnen, die nicht als „Ausnahmefrauen“ auftraten, sondern innerhalb der bestehenden Strukturen des Christentums neue Traditionen weiblichen Geistes und weiblicher Macht gestiftet haben, z.B. die Äbtissin Mathilde (955-999) im Triumvirat mit Kaiserin Adelheid und Kaiserin Teophanu in Quedlinburg; oder die Mystikerin Gertrud die Große (1256-1303) im Kreise vieler weiterer Visionärinnen im Kloster Helfta, darunter auch Mechthild von Magdeburg.

3) Das Knien und sich Bekreuzigen der Katholiken beim Betreten einer Kirche sowie im Gottesdienst. Die physische Bewegung verstärkt hier das spirituelle Geschehen. Ich habe einmal erlebt, wie mir eine vergleichbare physische Geste im Judentum fehlte. Das war auf den Kriegsgräber-Friedhöfen in der Normandie. In der dortigen Kapelle zum Gedenken an die amerikanischen Soldaten, die für die Befreiung Europas von der NS-Herrschaft gefallen sind, sah ich, wie eine polnisch-katholische Jugendliche beim Hereintreten in die Knie ging und sich bekreuzigte. Diese Geste enthielt in diesem Moment soviel Stär-

ke, dass ich plötzlich verstand, wie mit ihr die Solidarnosc-Bewegung den Kommunismus in Polen zu Fall bringen konnte.

■ **Charlotte Knobloch,**
München, Jhg. 1932, Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland

- 1) Ich freue mich immer, wenn ich praktizierte Nächstenliebe erlebe – unabhängig von der Religion.
- 2) Dietrich Bonhoeffer.
- 3) Mir gefällt die Freude der Menschen in der Weihnachtszeit – das Fest liegt ja nahe an unserem Chanukka.

■ **Petra Kunik,**
Frankfurt/M., Jhg. 1945, Schauspielerin und Autorin

1) Die Lehre der Liebe – dass Gott die Liebe ist. Und die Evangelien, die vom Leben Jesu erzählen und wie Jesus die gesamte Tora als Weisung und Lehre ehrfurchtsvoll gelebt, ausgelegt und gelehrt hatte.

2) Da gibt es viele Priester, Pfarrer und Pfarrerrinnen auf meinem Dialogweg. Zurzeit beeinflussen mich meine Mitvorstände in der Frankfurter Gesellschaft, im Besonderen Ilona Klemens Pfarrerin für den interreligiösen Dialog und Weltanschauungsfragen (Dekanat Frankfurt) und

die katholische Theologin Dr. Sandra Blum. Weiter der Vorsitzende des Interkulturellen Rats in Deutschland und Vorsitzender von Pro Asyl Dr. phil. Theologe und Soziologe Jürgen Micksch.

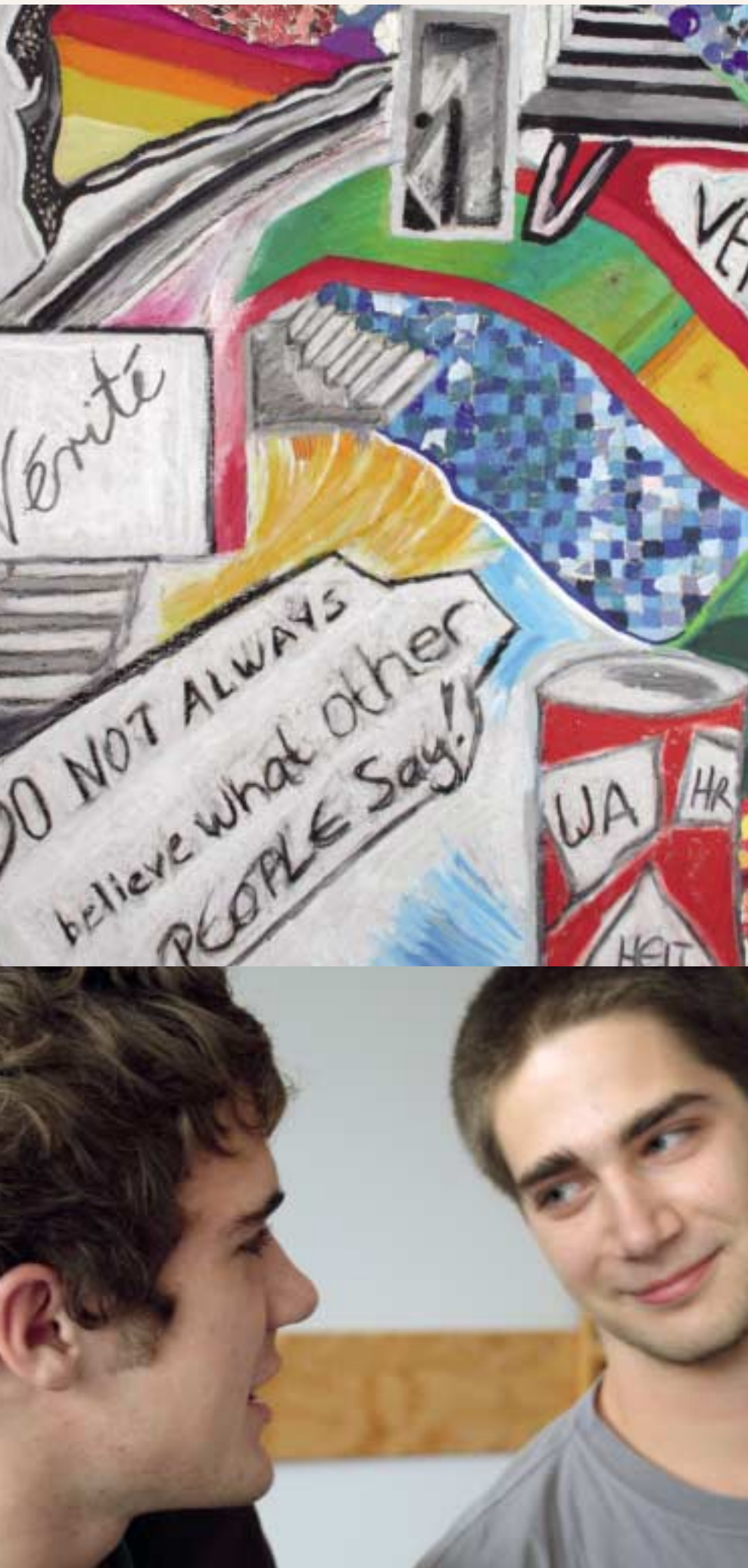
3) Sankt Martin, Anlass und Brauchtum. Der Sonntag, als Gedenktag an die schöpferische Ruhe des 7. Tages. Dieser arbeitsfreie Tag, Zeit der Ruhe und des Gebets, Zeit zum Spaziergehen und Beschäftigung mit den Kindern, ein familiärer Freudentag.

■ **Hanno Loewy,**
Hohenems/Österreich, Jhg. 1961, Literatur- und Medienwissenschaftler, Publizist, Museumsleiter.

1) Die Musik. Der Glaube des Christentums, dass der Messias schon gekommen ist, hat in der politischen Wirklichkeit immer wieder ziemlichen Unsinn hervorgerufen – aber in der Kunst und vor allem in der Musik ganz ungeheure UND wunderbare Energien entfesselt. Bachs Choräle, Messen und Oratorien (und vieles andere) wären ohne das Christentum nicht möglich, diese sinnliche Explosion des „Himmlichen“ im Irdischen.

2) Meine zumeist nicht-jüdischen Freunde und vor allem meine Frau. Da muss ich freilich ergänzen: kaum einer von ihnen nimmt das Christentum als Glauben besonders ernst, so wie auch ich „unserem“ Glauben als „Glauben“ eher skeptisch gegenüberstehe (auch wenn das wiederum manche vielleicht gerade als besonders „jüdisch“ bezeichnen würden ...)





3) Wir haben immer Weihnachten gefeiert und tun es bis heute. Für meine Mutter war das Baby in der Krippe ein jüdischer Kommunist, für meinen Vater der Baum eine Erinnerung an das deutsche assimilierte Judentum und für uns alle ein Kindertraum, der nicht vergeht. Mit Christentum hat das wenig zu tun, sondern eher mit kleinbürgerlicher Familienidylle, aber immerhin, auch die Engel und der Gesang und diverse Weihnachts- und Chanukkaerzählungen kommen an diesen Abend nicht zu kurz – und Tscholent, ein osteuropäisch-jüdischer Sabbat-Bohneneintopf, den wir irgendwann für die Balance eingeführt haben. Was dabei herauskommt ist ein rechtes Weihnukka, für das es freilich viele Variationen gibt.

■ Jonathan Magonet,

London/Großbritannien, Jhg. 1942, Rabbiner

1) Besonders schätze ich am Christentum den Verantwortungssinn für das Wohl der Welt, eine Einstellung, die sich durch wohlthätige und ehrenamtliche Arbeit manifestiert. Vor allem da, wo diese Haltung nicht mehr gebunden an missionarische Aktivitäten geleistet wird, sondern aus einer selbstlosen Sorge für die Benachteiligten und Opfer von Unterdrückung ihren Ausdruck findet. Es besteht jedoch die Gefahr, dass diese Sorge sich auf den liturgischen Kontext beschränkt, e.g. „Fürbitte“ für alles und jedes, das einem so einfällt, andererseits bin ich mir aber auch sicher, dass Christen sich dieser Gefahr bewusst sind.

2) Die Liste jener Christen, die mein Leben und mein religiöses Verständnis beeinflusst haben ist sehr lang. Sie enthält eine Anzahl deutscher Pastoren, sofort denke ich an Rudolf Stamm und Winfried Mächler, an Laienlehrer wie die außergewöhnliche Katholikin Anneliese Debray. Als Leiterin des Hedwig Dransfeld Hauses war sie ihrer Zeit um Jahre voraus, in ihrem Bestreben den christlich-jüdischen Dialog zu fördern; ich denke ebenfalls an junge Gläubige wie Hans Jürgen Müller und Stefan Hartmann; hinzu zufügen sind die vielen Akademiker, die die Arbeit des Dialogs gefördert und unterstützt haben Hans Küng, Hans Hermann Henrix und selbstverständlich Bertolt Klappert. Es gibt Schriftsteller wie die Amerikaner Davis Bunn und Karen Armstrong, zusätzlich zu Personen wie Dr. Charlotte Klein (Schwester Louis Gabriel) und Werner Pelz, die den schwierigen Ort zwischen Judentum und Christentum überspannten. Kurz gesagt, ich könnte die Liste persönlicher Freunde und Lehrer beliebig fortsetzen.

3) In der dritten Frage bin ich weniger leidenschaftlich. Ich habe an vielen christlichen Gottesdiensten teilgenommen, in Gemeinden, in der intimen Atmosphäre interreligiöser Konferenzen und zu hochoffiziellen Anlässen. Ich beneide die Christen um ihre Musik, vor allem in

Deutschland bin ich immer wieder beeindruckt von der Qualität des Gesangs und bewegt von der Aufrichtigkeit der Sänger und Sängerinnen. Nichtsdestotrotz finde ich die Theologie der Eucharistie problematisch, auch konnten die unterschiedlichen Erklärungsversuche dieses Unbehagen nicht ausräumen. Zudem überzeugt mich die Qualität des gesprochenen Wortes der Predigten nicht immer. Mir scheint, ich muss zurückkehren zu dem, was ich als Antwort auf Frage zwei formuliert habe, es ist die gelebte Realität des individuellen Christen/Christin, die mich bewegt und herausfordert, so dass der Kontext aus dem heraus er oder sie handeln an Bedeutung verlieren.

■ Doron Rabinovici,

Wien/Österreich, Jhg. 1961, Historiker und Schriftsteller

1) Ich bin kein religiöser Jude, doch sagt mir zu, dass die jüdische und die christliche Religion von einer Einheit der Menschen ausgehen, da für beide Konfessionen wir alle von Adam und Chava abstammen. Das ist sehr positiv, denn dieser Gedanke widerspricht jedem Rassismus.

Auch gefällt mir, dass im Zentrum der Geschichten über Jesus auch sein Plädoyer für die Schwachen, die Armen und die Ausgegrenzten steht. In der Praxis sind es die sozialen und karitativen Organisationen der christlichen Gemeinden, mit denen ich gute Erfahrungen gemacht habe. Immer wieder sehe ich, wie sie sich gegen Diskriminierung, für Flüchtlinge und Ausgegrenzte einsetzen. Kurzum für Menschenrechte.

Zudem glaube ich zwar nicht an eine Schöpfung und einen Schöpfer, habe mich aber entschieden, den Menschen zu denken, als entstamme er ihr. Ich glaube, es ist richtig, jeden als einzigartiges Geschöpf zu sehen. Ich widersetze mich so manchen biogenetischen Visionen, die den Menschen nur als austauschbare Ware verbuchen.

2) Was ist eine christliche Persönlichkeit? Waren Voltaire und Kant christliche Persönlichkeiten und Marx eine jüdische? Oder geht es um Geistliche und Theologen? Ich weiß, dass eine zentrale Persönlichkeit für mich Martin Luther King jr. war und ist. In meiner jüdischen Jugendbewegung, Haschomer Hazair, zündeten wir zu Chanukka je eine Kerze der Chanukkiah in Gedenken an einen Freiheitskämpfer. Früher hatten andere Generationen nur an jüdische Persönlichkeiten erinnert. Wir begannen auch nichtjüdische Helden der Freiheit zu ehren. Ein Licht brannte bei uns immer für Martin Luther King.

In Österreich fällt mir vor allem Friedrich Heer ein. Er war katholischer Widerstandskämpfer, leitete nach dem Krieg die Zeitung „Die Furche“, war Chefdramaturg am Burgtheater, war vor allem Historiker, Autor und Publizist. Sein Einsatz gegen den Antisemitismus und für die Erinne-

rung war einzigartig in Österreich. Seine Bücher „Der Glaube Adolf Hitlers“ und „Gottes erste Liebe“ prägten viele österreichische Christen und bestärkte sie im Kampf gegen den Antisemitismus. Ohne Zweifel beeindruckt bin ich von Papst Johannes, den XXIII.

3) Gehe ich in eine Kirche, sind es weniger Feste oder Riten, die mich beeindrucken, sondern vor allem die Architektur, die Kunst und insbesondere die religiöse Musik. Ich bin dem Christentum für wunderschöne Musikstücke dankbar. Auf diese Werke würde ich nie verzichten wollen.

■ David Rosen,

Jerusalem/Israel, Jhg. 1950, Rabbiner

1) (siehe den Beitrag „Voneinander lernen“ in diesem Themenheft)

2) Zu Ihrer zweiten Frage: die Zahl der Christen, die mein Denken und Handeln beeinflusst haben ist groß und stets kommen neue hinzu. Ein Ehrenplatz, denke ich, gebührt Pater Roger Hickley of Cape Town, der mein erster wirklicher christlicher Freund war. Mit ihm ging ich die ersten Schritte auf dem Weg, dem Christentum ohne Vorurteil und mit Respekt zu begegnen. Ein Christ in Südafrika, den ich persönlich nicht kannte, dessen moralischer Mut mich dennoch sehr beeindruckte, war der verstorbene Dr. Beyers Naudé. Die Christen, die in Irland einen nachhaltigen Eindruck bei mir hinterließen, wären zu zahlreich als dass ich sie alle einzeln aufzählen könnte. Erwähnen möchte ich dennoch die Zions Schwestern, die für mich überall auf der Welt und auch hier in Israel eine so bedeutsame Rolle spielten und noch immer spielen. Ein weiteres Beispiel für die vielen Christen, deren Denken für mein eigenes überaus wertvoll war, ist Bischof Prof. Krister Stendhal. Aber ich fürchte, ich muss hier aufhören, denn die Liste ist noch sehr lang.

3) Ihre letzte Frage ist für mich die schwierigste. Ich bin nicht ganz sicher, ob ich die genaue Bedeutung der deutschen Worte verstanden habe. Auf jeden Fall enthält der englische Begriff „cherish“ eine Andeutung von Identifikation. Ich kann nicht behaupten, dass ich von christlicher Praxis berührt bin, dann wäre ich ja ein Christ. Dennoch würde ich sagen, wenn auch christliche Werte oft missbraucht und verfälscht wurden und noch immer werden, gibt es genügend Beispiele christlicher Barmherzigkeit, die sich vieler Orts in einer atemberaubenden, sublimen Weise in selbstlosem Handeln manifestieren. Es gibt wenig in der menschlichen Gesellschaft, das diesem gleich kommt.

■ Walter Rothschild,

Halle, Jhg. 1954, Rabbiner

Die Fragen sind auf den ersten Blick sehr einfach, haben mir trotzdem Kopfschmerzen verursacht. Irgendwie fühlte ich mich wie betäubt, und

konnte nicht beantworten. Hmmm. Also, was ich jetzt hier schicke ist nicht sehr systematisch und theologisch, aber hoffentlich besser als nichts!

1) Das Christentum hat das Konzept der Nächstenliebe sehr konkretisiert, und spielt heute eine wichtige Rolle in dem Versuch, Menschen auf dieser Welt zu helfen.

2) Der „Chaplain“ in meinem College in Cambridge, mit dem ich ein sehr wichtiges Gespräch führte, ob ich mich für das Rabbinat entscheiden soll – oder nicht! Er hat mir über die Wichtigkeit von Zweifeln und Unsicherheit gelehrt!

3) Schwierig, weil, wie wir wissen, es ist nicht immer klar ist, ob ein christlicher Brauch ursprünglich jüdisch war oder umgekehrt! Was ich sagen kann ist, ich bin noch immer beeindruckt von der Kapelle im ehemaligen Hedwig Dransfeld Haus in Bendorf/Rhein – ein ganz einfaches Gebäude, hoch, mit Teppich, dicke hölzerne Bänke, die man ändern konnte, es gab irgendwie eine ‚Atmosphäre‘ dort, von der ich viel gelernt habe, und die ich auch gern in anderen Bethäusern schaffen möchte. Das heißt, dort habe ich gelernt (und geschätzt), Christen können auch in einer Art Stille beten, aussen sowie innen, was Juden immer schwierig finden!

■ Rafael Seligmann,

Berlin, Jhg. 1947, Politologe und Autor.

1) Mir gefällt das uneingeschränkte „Gebot“ der Gewaltlosigkeit der Bergpredigt. Philosophisch, theoretisch, praktisch. Leider zeigt die Geschichte das Christentum allzu oft das Gebot der Gewaltlosigkeit alleine auf die Juden begrenzt sehen wollten. Auschwitz war die furchtbare Konsequenz. Heute wird von den Israelis Gewaltlosigkeit eingefordert. Wie würden deutsche Christen reagieren, wenn ihre Städte bombardiert und ihre Soldaten entführt würden?

2) Eine ganze Reihe: Albert Schweitzer, Johannes XXIII., Kardinal Bea, Bill Clinton, Dietrich Bonhoeffer, v. Dohnany ...

3) Eine ganze Reihe, nicht nur christliche Feste und Bräuche, auch die anderer Religionen, alles was Menschenliebe dient.

■ Irit Shillor,

London / Hameln, Jhg. 1954, Rabbinerin

1) Es gibt sehr viele Dinge, die wir im Christentum als positiv erachten. Sehr vieles von dem, was Jesus gesagt hat, entstammt einem jüdischen Standpunkt, weil Jesus doch Jude war. Er spricht davon, wie man mit andere Menschen umgehen muss, dass man armen Leuten helfen soll, usw. und das kommt vom Judentum, und deshalb hat es auch eine Bedeutung für mich. Probleme habe ich mit der Lehre in den Evangelien, die gegen Juden gerichtet sind, und wie die katholische Kirche das später verstanden hat. Selbstverständlich können wir Jesus nicht als Messias sehen, aber das hat er auch selbst nie von sich gesagt!

2) Nein. Ich bin in Israel aufgewachsen, und dort haben wir kaum Christentum studiert, deshalb fehlt mir

der Hintergrund. Aber ich bin sicher, dass es viele Leute gibt, die die Lehre von verschiedenen Christen studieren und darin eine Bedeutung finden.

3) Ich finde christliche Traditionen kompliziert, weil sie so viel mit Jesus als Gott oder als Gottes Sohn zu tun haben, und damit bin ich nicht einverstanden. Alles was mit der Geburt Jesu und noch mehr mit dem Tod Jesu zu tun hat, hat wenig Bedeutung für mich. Aber Feste wie Pfingsten oder Erntedankfest haben ein Pendant auch im Judentum, und deshalb habe sie auch eine gewisse Bedeutung für mich.

■ **Andrew Steimann,**

Frankfurt/M., Jhg. 1958, Rabbiner

1) und 2) „ASK NOT WHAT YOUR COUNTRY CAN DO FOR YOU – ASK WHAT YOU CAN DO FOR YOUR COUNTRY“ stand in grossen Lettern über dem Eingang der Schule meines Bruders. Ich war noch zu klein, um zur Schule zu gehen, aber mein Bruder las mir den Spruch jeden Tag vor. Bald konnte ich den Spruch auswendig. Es war die Zeit von Präsident Kennedy, und wir lebten damals noch in den USA, dem Land, das unseren Eltern ein schützendes Exil bot, als sie in ganz Europa nicht willkommen waren. Dass wir unsere ganze Existenz diesem Schutz verdankten, war mir sicherlich als Kind nicht bewusst; auch nicht, was dieser Spruch wirklich bedeutet. Ich glaube, es war nicht einmal einem John F. Kennedy selbst bewusst, dass er mit dieser Maxime den Kalten Krieg schon 1961 entschied – denn der Umkehrschluss beherrschte das Leben hinter dem Eisernen Vorhang, und zwar so lange, bis die Gemeinwesen dort in sich zusammenbrachen.

Dies wurde mir Jahrzehnte nach meiner amerikanischen Kindheit klar – als ich im Auftrag der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland die neuen Bundesländer bereiste, um dort jüdischen Zuwanderern aus der früheren Sowjetunion beim Aufbau neuer Gemeinden zu helfen. Aus ihren Erzählungen über die Sowjetunion wurde mir rasch klar, dass das Gemeinwesen, aus dem sie kamen, jede soziale Initiative im Keim erstickte. Das Konzept des Ehrenamtes war diesen Menschen nicht nur fremd, sondern weitgehend sogar unbekannt. Jedes Gemeinwesen ist aber so stark wie das soziale Engagement seiner Mitglieder – und so konnte eben sogar eine Weltmacht am Misstrauen dem sozialen Potential der eigenen Bürger gegenüber zerbrechen.

Wenn nun diese Zuwanderer nicht wollten, dass ihren kleinen Gemeinden das gleiche Schicksal widerfährt wie der Weltmacht Sowjetunion, so mussten sie von Anfang an das Ehrenamt in ihren neuen Gemeinden fördern. Und tatsächlich sind überall dort, wo dieser Zusammenhang klar wurde, inzwischen trotz leerer Kassen funktionierende Gemeinden entstanden – und wo nicht, herrscht immer noch Chaos und Ratlosigkeit.

Jedes Gemeinwesen kann sich dadurch stärken, Initiative und Kreativität zu fördern. Dazu ist jedes Mitglied eingeladen, sich nach eigenen Möglichkeiten

und Fähigkeiten einzubringen. Genau das hatte wohl der erste und bisher einzige katholische Präsident der USA im Sinn – ein Leitbild, welches einigen kleinen jüdischen Gemeinden im fernen Deutschland die Grundlage sichern. Als Beispiel nenne ich die junge jüdische Gemeinde in Rostock: dort habe ich diesen Zusammenhang als „roten Faden“ in meine Predigten vor über zehn Jahren eingewoben, als ich regelmäßig dort zu Feiertagen war. Nun ist es mir eine Freude und Ehre, aus der Ferne zu erleben, wie dort Initiative und Kreativität gefördert wird, und wie sich eine lebhaftes Gemeinde dort entwickelt – mit vielen Ehrenämtern und Engagement für das Gemeinwohl.

Der berühmte Spruch Kennedys, den mein Bruder mir jeden Tag vorlas, wurde mir zum Leitfaden. Vierzehn Jahre lang war ich US-Militärseelsorger, habe also meinem Land gedient – und diesem Land etwas von dem zurückgeben können, was es meinen Eltern als Flüchtlingen gab. Und darüber hinaus hatte ich die Möglichkeit, auch dem jüdischen Gemeinwesen zu dienen – bis heute. Es ist ein reichhaltiges, ein lohnendes Dienen. Dazu bin nicht nur ich zu Dank verpflichtet, sondern alle, die sich auch mir gegenüber bedanken. Ich nehme den Dank gerne an – aber er gehört nicht mir allein. Bei meinem letzten USA-Besuch habe ich am Grab eines grossen Staatsmannes katholischen Glaubens ein leises, aber dankbares jüdisches Kaddisch gesprochen.

3) Wenn es um einen herum „weihnachtet“ (in besinnlicher, nicht kommerzieller Weise) werde ich zu Weihnachten oft an meine jüdische Kindheit erinnert, denn schon als Kind haben mich die farbenfrohen Dekorationen beeindruckt. Als ich meinen Vater einmal fragte, ob wir denn nicht auch unsere Fenster dekorieren sollten, hat er mir geduldig erklärt, dass dies ein christlicher Brauch sei, und als Nicht-Christen beteiligen wir uns schon durch unsere Freude daran. Auch wir würden zur selben Jahreszeit unsere Chanukka-Leuchter ins Fenster stellen, damit das Wunder von Chanukka sichtbar werde. Und das eigentliche Wunder besteht darin, dass es uns noch gibt, und auch darin, endlich Nachbarn zu haben, die sich mitfreuen – so wie wir uns an ihren Bräuchen freuen.

Dem möchte ich hinzufügen: Wenn Wunder und Freude sich gegenseitig ergänzen, sind sie erst vollkommen. Wenn es besinnlich „weihnachtet“, ist dafür die Grundlage gegeben.

■ **Natan Sznaider,**

Tel-Aviv/Israel, Jhg. 1954, Soziologe

Ich bin nicht sicher, dass ich auf Ihre Fragen antworten kann. Ich bin religiös nicht wirklich musikalisch und kann daher wirklich nicht sagen was ich als JUDE am Christentum für positiv empfin-

de. Auch kann ich Ihnen keine christlichen Persönlichkeiten nennen, die für mich eine Bedeutung haben. Und christliche Feiertage haben für mich wahrhaftig keine Bedeutung.

...

Dabei definiere ich mich ganz und gar nicht säkular. Das wäre – glaube ich – ein Irrtum. Für mich ist mein Judentum ganz und gar keine Privatangelegenheit (was ja das Säkulare ausmachen würde). Es ist öffentlich-politisch-national-ethnisch- und natürlich auch religiös. Ich gehe oft in die Synagoge und halte viele der jüdischen Feiertage ein und lebe den Großteil meines Lebens nach jüdischem Kalender. Meine Antworten oder Nicht-Antworten sind daher nicht die eines säkularen Juden.

Allem in Ihrer Frage liegt ein Versuch eine religiöse Äquivalenz zwischen Judentum und Christentum zu ziehen. Das sehe ich nicht so und deshalb kann ich auch Ihre Fragen nicht wirklich beantworten. Es ist also alles ein wenig komplizierter ...

■ **Michael Wolffsohn,**

München, Jhg. 1947, Historiker

Auf Ihre Fragen vermag ich aus Höflichkeit und Wertschätzung Ihrer Arbeit und dem Koordinierungsrat gegenüber kaum zu antworten. Warum? Wenn ich es begründen sollte, müsste ich heftig werden, und das möchte ich Ihnen und dem Koordinierungsrat ersparen.

Nur so viel will ich andeuten: Wenn ich als Jude, ganz allgemein ein Jude, nicht einmal die Minimal-Toleranz und -Akzeptanz gegenüber „dem Christentum“, einzelnen christlichen Persönlichkeiten und Festen etc. aufbrächte, sollte er/sie besser auch nicht von Toleranz und Akzeptanz gegenüber dem Judentum sprechen. Das sind doch „Minima Moralia“. Von gleich zu gleich wollen und sollen wir kommunizieren.

Wir, Sie, ich, der Koordinierungsrat dürften, sollten nicht auf dieser Tiefebene den Dialog unserer Religionen führen.

Mein tiefer Respekt dem Christentum gegenüber verbietet mir, gerade weil ich ein so bewusster Jude bin, der sein Judentum und das Christentum kennt, huldvoll dem Christentum krumenweise („etwas“) Positives zu bescheinigen, von oben herab Zensuren zu verteilen.

Ich gebe zu: In der zunehmend säkularisierten Welt müssen wir oft religiöse Einführungskurse erleiden. Müssen wir sie aber auch „unter uns“ durchleiden? Da könnten wir, wenn nicht gerade Gipfel stürmen, so doch auf der Hochebene diskutieren.

Ich versage den anderen jüdischen Persönlichkeiten, die geantwortet haben, natürlich nicht meinen Respekt, möchte mich aber aus besagten Gründen nicht an der Umfrage beteiligen.



Brief Franz Rosenzweig an Rudolf Ehrenberg

Das Wort aus dem Johannesevangelium, „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ wird oft als Heilsweg auch für Juden verstanden. Franz Rosenzweig hat dazu bereits 1913 Beachtenswertes geschrieben.

In einem Brief an seinen Vetter Rudolf Ehrenberg, begonnen am 31. Oktober 1913, legt Franz Rosenzweig dar, unter welchen Bedingungen für ihn eine Konversion zum Christentum in Frage gekommen wäre, nämlich „nur als Jude Christ werden zu können, nicht durch die Zwischenstufe des Heidentums hindurch.“ Der Brief beginnt: „Lieber Rudi, ich muss dir mitteilen, was dich bekümmern und, zunächst mindestens, dir unbegreiflich sein wird: ich bin in langer und, wie ich meine, gründlicher Überlegung dazu gekommen, meinen Entschluss zurückzunehmen. Es scheint mir nicht mehr notwendig und daher, in meinem Fall, nicht mehr möglich. Ich bleibe also Jude.“

In der Fortsetzung dieses Briefs kommt Rosenzweig am 1. November auf das Wort aus dem Johannesevangelium zu sprechen, „Ich bin der

Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich“. Dazu stellt er fest:

„Das Christentum erkennt den Gott des Judentums an, nicht als Gott aber als den »Vater Jesu Christi«. Es hält sich selbst an den »Herrn«, aber weil es weiß, dass nur er der Weg zum Vater ist. Er bleibt als der Herr bei seiner Kirche alle Tage bis an der Welt Ende. Dann aber hört er auf, Herr zu sein, und wird auch er dem Vater untertan sein, und dieser wird – dann – Alles in Allem sein. Was Christus und seine Kirche in der Welt bedeutet, darüber sind wir einig: es kommt niemand zum Vater denn durch ihn.

Es *kommt* niemand zum Vater – anders aber wenn einer nicht mehr zum Vater zu kommen braucht, weil er schon bei ihm ist. Und dies ist

nun der Fall des Volkes Israel (nicht des einzelnen Juden). Das Volk Israel, erwählt von seinem Vater blickt starr über Welt und Geschichte hinüber auf jenen letzten fernsten Punkt, wo dieser sein Vater, dieser selbe, der Eine und Einzige – »Alles in Allem«! – sein wird. An diesem Punkt, wo Christus aufhört, der Herr zu sein, hört Israel auf erwählt zu sein; an diesem Tag verliert Gott den Namen, mit dem ihn allein Israel anruft; Gott ist dann nicht mehr »sein« Gott. Bis zu diesem Tage aber ist es Israels Leben, diesen ewigen Tag in Bekenntnis und Handlung vorwegzunehmen, als ein lebendes Vorzeichen dieses Tages dazustehen, ein Volk von Priestern, mit dem Gesetz, durch die eigene Heiligkeit den Namen Gottes zu heiligen.

Aus: [Hrsg.] Karl Thieme: Franz Rosenzweig, Die Schrift, Aufsätze, Übertragungen und Briefe, Jüdischer Verlag Athenäum. Königstein/Ts. 1984, S. 215 - 217

FOTO: BURKHARD SCHULZ-JANDER



21. Januar 1793

Jede Beschreibung eines Ereignisses besitzt ein gewisses Maß an Geltung. Aber nur die Gesamtheit entspricht der Wahrheit.

MOSHE ZUCKERMANN

Was geschah am 21. Januar 1793? Haben die verbrecherischen, blutrünstigen Henker Frankreichs Ludwig XVI., den gutmütigen und erbarmungsvollen König des französischen Reichs, ermordet? Haben die Revolutionäre, Frankreichs Befreier von der Last monarchischer Tyrannei, Ludwig XVI., Frankreichs grausamen König, wegen Verrat bestraft? Ist Ludwig XVI., der französische König, einfach hingerichtet worden? Oder ist etwa ein geschärftes Fallbeil von x Kilogramm Gewicht zu einer bestimmten Stunde in der Geschwindigkeit y auf dem Nacken des französischen Monarchen gelandet und hat sein Haupt von seinem Leib getrennt? – Selbstverständlich darf man sich einer jeden dieser Beschreibungsoptionen (und vieler anderer mehr) gesondert bedienen; man kann sie aber nicht alle gleichzeitig in Anschlag bringen (prinzipielle Erwähnungen ähnlicher Art aus dem Bereich der Repräsentation lagen der nicht nur humoristisch

gemeinten Behauptung eines zeitgenössischen französischen Philosophen zugrunde, der zufolge sich der Golfkrieg von 1991 gar nicht ereignet habe). Man kann davon ausgehen, dass jede der möglichen Beschreibungsweisen dessen, was sich am 21. Januar 1793 zugetragen hat, ein bestimmtes Maß an Geltung für irgendjemand beanspruchen darf, und dementsprechend feststellen, dass die Gesamtheit dieser Bewusstseinslagen – und nur die Gesamtheit! – die ganze „Wahrheit“ des historischen Ereignisses repräsentiere. Das konventionelle Postulat, dass man die Fakten von deren Deutung zu sondern habe, hat sich als problematisch erwiesen, seitdem klar geworden ist, dass selbst die neutrale, zur Feststellung eines Faktums verwendete Sprache im Kontext der Tatsachenpräsentation Ideologisches transportieren mag. Man kann allenfalls behaupten, dass eine objektive Wahrheit des histori-

schen Ereignisses zwar existiere, die adäquate Sprache zu deren Beschreibung indes noch ihrer Entdeckung harre. Eine solche Sprache mag der-einst „erscheinen“, wenn sich das Kriterium zur Vereinbarung dessen finden wird, was vorläufig unversöhnt bleiben muss: das gleichzeitige Zusammen aller widersprüchlichen Perspektiven dessen, was sich am 21. Januar 1793 ereignet hat.

Moshe Zuckermann, geb. 1949 in Tel Aviv, 1960-1970 in Frankfurt gelebt, zurück in Israel: Studium der Soziologie, Politologie und Geschichte, Promotion in Deutscher Geschichte. 2000-2005 leitete er das Institut für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv. Er lehrt Geschichte und Philosophie an der Universität Tel Aviv. Zahlreiche Veröffentlichungen.

FABEL + WAHRHEIT

Die Wahrheit saß nackt im Garten im Schatten eines Baumes. So fand sie die Fabel, die sie gesucht hatte.

„Wahrheit“, sprach die Fabel sie an, „die Menschen erkennen meine Lehren nicht mehr. Wie kommt es nur, daß sie vor dir auf die Knie fallen, wenn sie sehen, wer du bist?“ Die Wahrheit sah sie an und antwortete: „An mir erkennen sie ihr Unrecht deutlich. Du aber verpackst es ihnen, daß sie es vor lauter Hüllen kaum finden und schließlich aufgeben, es zu suchen.“ „Was soll ich tun?“ fragte die Fabel. Die Wahrheit lächelte: „Zieh’ dich aus, und du wirst sein wie ich.“

Christiane Dürschmabel, Albertus-Magnus-Gymnasium Ettlingen, 1996
<http://sites.inka.de/~W1444/literatur/litfab/fabeln.htm>

„Ich öffne das FENSTER...“

„Ich muß es immer wieder sagen: Ich habe keine Lehre. Ich zeige nur etwas. Ich zeige Wirklichkeit, ich zeige etwas an der Wirklichkeit, was nicht oder zu wenig gesehen worden ist. Ich nehme ihn, der mir zuhört, an der Hand und führe ihn zum Fenster. Ich stoße das Fenster auf und zeige hinaus.“

Ich habe keine Lehre, aber ich führe ein Gespräch.“

Martin Buber

aus seiner „Antwort“ auf Beiträge zu seinem Werk in dem Band Martin Buber (hrsg. von Schilpp/Friedman, Stuttgart 1963)





HANS-JOACHIM WERNER

„Die rechte Aufgeschlossenheit“

Wahrheit und Wahrhaftigkeit sind Grundbedingungen echter Begegnung und verantwortlicher Erziehung. Welche Rolle spielt der Begriff im Denken Martin Bubers, der sagen konnte: „Nicht das Wort für sich ist hier Wahrheit, sondern das Leben, das gelebte und zu lebende Leben, und das Wort nur kraft des Lebens.“

In dem langen und wechselvollen Leben, welches Martin Buber führen konnte, gibt es einige Konstanten, die ihn über die Brüche und Katastrophen der Zeit hinweg begleitet haben und eng mit seiner Person zusammenhängen: dazu gehört seine Religiosität und damit zusammenhängend sein Interesse an kulturellen und religiösen Werten des Judentums, da ist insbesondere seine Beschäftigung mit der hebräischen Bibel und dem Chassidismus zu nennen ebenso wie seine teilnehmende Beobachtung der Beziehungen zwischen Juden und Palästinensern bzw. zwischen dem Staate Israel und seinen arabischen Nachbarn, und dazu gehört auch sein ständiges Engagement in Fragen der Bildung und Erziehung: Martin Buber und die Pädagogik, Martin Buber und die Erziehung, Martin Buber als Erzieher – das alles sind Themen, deren Bearbeitung schon längst keinen Originalitätsanspruch mehr erheben kann, auch wenn immer noch neue Aspekte und Beziehungen in die Diskussion eingebracht werden.

Die verschiedenen Stationen und Situationen seines Wirkens, in denen sich Buber zu programmatischen Stellungnahmen zu Bildungs- und Erziehungsfragen aufgefordert sah, sind des öfteren dargestellt worden, zuletzt vor allem von Birgit Ventur und – in prägnanter Zusammenfassung – von Lothar Stiehm. Mittlerweile liegt auch der Band 8 der Martin Buber-Werkausgabe mit der Sammlung von Schriften zu Jugend, Bildung und Erziehung vor.

Betrachtet man die verschiedenen Aufsätze, Textpassagen und Stellungnahmen Bubers zu pädagogischen Themen, so fällt verschiedenes auf: da ist zum einen neben der Aufmerksamkeit, die er Kindern und Jugendlichen widmet, sein ständiges Interesse an Fragen der „Volkserziehung“ bzw. Erwachsenenbildung, da ist zum anderen der jeweilige Bezug zur Situation, die ihn zur Äußerung veranlasst, und da ist – nicht überraschend – ein konstanter Zusammenhang mit seiner Dialogik, so wie sie sich nach dem Ersten Weltkrieg in seinen philosophischen Schriften, den Schriften zur Bibelübersetzung und zum Chassidismus ebenso wie in seinen Reden über das Judentum arti-

kuliert. Dies alles bildet ein lebendiges Gefüge mit unterschiedlichen und sich verschiebenden Schwerpunkten, die wohl ständig die große Linie erkennen lassen, im einzelnen aber zu unterschiedlichen Ergebnissen führen können.

Als Philosoph hat sich Buber natürlich mit der „Wahrheit“ befasst, nicht nur im Sinne persönlicher Wahrhaftigkeit, sondern auch auf theoretischer Ebene, die aber bei Buber immer Lebensbezüge reflektierend aufnimmt. Theoretische Ausführungen zum Begriff der Wahrheit haben somit nie einen streng definitorischen Status, sie gruppieren vielmehr Elemente, die Buber in wechselnden Kontexten für wichtig hielt und mit unterschiedlichen Akzenten versah. Was Buber bereits 1919 über die religiöse Wahrheit schrieb, ist das, was ihn an der Wahrheit überhaupt interessierte: „Nicht das Wort für sich ist hier Wahrheit, sondern das Leben, das gelebte und zu lebende Leben, und das Wort nur kraft des Lebens.“ (Buber 2005, Cheruth, S. 118).

Vor diesem Hintergrund sind auch spätere philosophische Reflexionen über die Wahrheit zu verstehen, so etwa in Bubers sprachphilosophischem Vortrag „Das Wort, das gesprochen wird“. Buber unterscheidet hier zwischen den höchsten Formen der Wahrheit, so wie sie sich im Gedicht oder im „botschaftsmäßigen Spruch“ artikuliert, und „allen andern ihrer Formen“ (Buber 2003, Das Wort, S. 136). Bei den letzteren unterscheidet er zwischen drei Aspekten der Wahrheit: „Sie ist zum ersten getreue Wahrheit im Verhältnis zu der einst vernommenen und nun ausgesprochenen Wirklichkeit, auf die sie das Fenster der Sprache weit auftut, damit sie dem Hörer unmittelbar vernehmbar werde.“ (ebd.) Die Wirklichkeit, von der hier die Rede ist, ist in einem sehr weiten Sinne aufzufassen: als getreulich erinnerte Wirklichkeit, aber auch als getreulich wahrgenommene, gegenwärtige, ausgesprochene Wirklichkeit. Hier geht sicher etwas von der klassischen Formel ein, Wahrheit sei die Angleichung

des Intellekts an die Sache – mit dem wesentlichen Unterschied freilich, dass sich bei Buber die Wirklichkeit im gesprochenen Wort artikuliert, und dass hier nicht nur der Intellekt, sondern die ganze Person mit im Spiel ist. Vor allem bei diesem ersten Aspekt kommt zum Ausdruck, dass Wahrheit der Beliebigkeit und Relativität entzogen bleibt, dass es in diesem Sinne eine „Begegnung mit der Wahrheit“ (Buber 2005, Die Vorurteile, S. 292) gibt, und vor allem für diesen Aspekt gilt Bubers Feststellung: „Der Mensch macht die Wahrheit nicht, aber er kann ein rechtes, rechtmäßiges, personenhaftes Verhältnis zur Wahrheit gewinnen.“ (Buber 2005, Die Jugend, S. 211) Der zweite Aspekt betrifft „die getreue Wahrheit im Verhältnis zu dem Angeredeten, den der Sprecher als solchen meint, gleichviel ob er namentragend oder anonym, vertraut oder fremd sei.“ (Buber 2003, Das Wort, S. 136) Von hier aus führt, wie sich gleich zeigen wird, ein Weg unmittelbar zum erzieherischen Verhältnis hin, und hier ist natürlich die Ich-Du-Beziehung in besonderer Weise konnotiert. Der dritte Aspekt schließlich zeigt die „getreue Wahrheit im Verhältnis zu einem Sprecher, d.h. zu dessen faktischer Existenz in all ihrem verborgenen Bau.“ (ebd.)

Diese Dreiheit von Aspekten erinnert an das Organon-Modell Karl Bühlers mit den drei Sprachfunktionen Darstellung, Appell, Ausdruck und an die Rogers-Variablen Kongruenz, Akzeptanz und Empathie, in ihr artikuliert sich aber vor allem Bubers eigene Dialogik einschließlich seines Verständnisses von Erziehung.

Im erzieherischen Verhältnis sind alle drei Aspekte der Wahrheit von Bedeutung, wobei der zweite Aspekt eine besondere Rolle spielt. Die innere Beziehung von Wahrheit und Erziehung zeigt sich in einer Betrachtung der vielleicht wichtigsten programmatischen Rede, die Buber über Erziehung gehalten hat. Es handelt sich um die „Rede über das Erzieherische“ aus dem Jahr



Man muss die Leute belügen, damit sie die Wahrheit herausfinden. WOLFGANG NEUSS

1925 anlässlich der 3. Internationalen Konferenz des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung. Da zeigt sich das Ineinander von Sach- und Personaspekt, also die obige erste Wahrheitsbestimmung, schon in der Wesensbestimmung der Erziehung: „eine Auslese der Welt durch das Medium einer Person auf eine andere Person einwirken zu lassen“. Die Person ist unentbehrliches „Medium“, aber damit gleichzeitig der Sache verpflichtet: „erkennen heißt für uns Kreaturen, unsere, jeder die seine, Relation zum Seienden wahrhaft und verantwortlich erfüllen, indem wir all seine Erscheinung getreulich, weltoffen, geistoffen mit unseren Kräften empfangen und unserem Sosein einverleiben; so entsteht und besteht lebendige Wahrheit.“ (Buber 2005, Rede über das Erzieherische, 151)

Bevor ich zum zweiten Aspekt komme, gehe ich kurz auf den dritten Aspekt ein. Dieser betrifft die Wahrheit des Sprechers im Verhältnis zu sich selbst. Für den Erzieher bedeutet dies, dass er als Person, als ganzer Mensch vor den ihm Anvertrauten steht: „Und so muss denn aber dieser Mensch auch wirklich da sein, ... Er darf sich nicht durch ein Phantom vertreten lassen: der Tod des Phantoms wäre der Tod der ursprünglichen Kinderseele. Er braucht keine der Vollkommenhei-

ten zu besitzen, die sie ihm etwa anträumt; aber er muß wirklich da sein.“ (ebd. 150)

Der zweite Aspekt vor allem ist es jedoch, der Buber veranlasst, das „erzieherische Verhältnis“ als ein „rein dialogisches“ zu bezeichnen (ebd. 149). In der Rede über das Wort bezieht sich dieser Aspekt auf das „Verhältnis zu dem Angesprochenen“, übertragen auf das erzieherische Verhältnis also auf die Relation des Lehrenden zum Lernenden. Der Wahrheitsaspekt zeigt sich in der „erfüllten Sprache“, d.h. im Gespräch, darin, dass der Sprechende den Angesprochenen so meint, wie dieser sich von sich her zeigt. „Und einen Menschen meinen, heißt nicht weniger als mit dem aussendbaren Seelenelement, mit der ‚Außenseele‘, bei ihm sein und seiner Einsicht beistehen, so fundamental man auch zugleich bei sich selbst bleibt und bleiben muß.“ (Buber 2003, Das Wort; S.136). Bei sich bleiben und gleichzeitig bei dem Anderen sein: da zeigt sich eine deutliche Parallele zum Begriff der Umfassung, der in der Rede über das Erzieherische eine maßgebliche Rolle spielt. Elemente der Umfassung sind „erstens ein irgendwie geartetes Verhältnis zweier Personen zueinander, zweitens ein von beiden gemeinsam erfahrener Vorgang, ..., drittens das Faktum, dass diese eine Person den gemeinsamen Vorgang,

ohne irgendetwas von der gefühlten Realität ihres eigenen Tätigseins einzubüßen, zugleich von der andern aus erlebt.“ (Buber 2005, Rede über das Erzieherische, 149) Buber erläutert das an zwei gegensätzlichen Beispielen: einmal an einem Schlag, den man einem anderen versetzt und gleichzeitig selbst spürt, sodann an der Liebkosung, die der Liebkosende „doppelseitig verspürt: noch mit seiner Handfläche und schon auch mit der Haut der Frau.“ (ebd., 148) Bei sich sein und gleichzeitig beim anderen sein in der Dynamik wechselseitigen Wirkens: das ist das Kennzeichen des Gesprächs und das Kennzeichen des erzieherischen Verhältnisses. So ist der Erzieher er selbst, er kennt und spürt sein eigenes Wirken; er ist aber gleichzeitig bei der Gegenseite, er kennt und spürt das Erzogenwerden (vgl. ebd., 152): „erst wenn er von drüben aus sich selber auffängt und verspürt, ‚wie das tut‘, wie das diesem andern Menschen tut, erkennt er die reale Grenze, taucht er in der Wirklichkeit seine Willkür zum Willen, erneuert er seine paradoxe Rechtmäßigkeit.“ (ebd. 152). Das pädagogisch grundlegende Verhältnis der Umfassung ist, wie der Vergleich mit dem sprachphilosophischen Vortrag zeigt, ein Wahrheitsverhältnis, es ist eine erfüllte Form einer Beziehung, in der der aktive Partner gleichzeitig bei sich und beim Anderen ist. Dabei ist sich Buber trotz der Charakterisierung des erzieherischen Verhältnisses als eines „rein dialogischen“ des

Umstandes bewusst, dass es sich aus entwicklungspsychologischen Gründen hier um eine einseitige Umfassung handelt, eine, die nicht von der grundsätzlichen Gegenseitigkeit des zwischenmenschlichen Verhältnisses geprägt ist: „Er (= der Erzieher) erfährt das Erzogenwerden des Zöglings, aber der kann das Erziehen des Erziehers nicht erfahren.“ (ebd., 152) Wer selbst erziehen und lehren muss, weiß, dass das hier unvermeidliche Ausbleiben von Reziprozität einen erheblichen Teil der Problematik im Verhältnis von Lehrer und Schüler ausmacht. Übrigens versteht sich, dass diese Einschränkung nur den Umgang mit Kindern und Jugendlichen betrifft, nicht aber den Bereich der Erwachsenenbildung, der ja für Buber einen ständigen Schwerpunkt pädagogischen Bemühens darstellte.

Der Umfassungsakt stellt nicht lediglich ein blindes Verspüren des Anderen dar, er enthält auch Erkenntniselemente. Das zeigt sich daran, dass der Erzieher, der diesen Akt vollzieht, „gewahr wird, was dieser Mensch in diesem Augenblick braucht und was nicht“, er „führt ihm immer tiefer in die Erkenntnis, was der Mensch braucht, damit er werde, aber auch in die, was er, der ‘Erzieher’, von dem Gebrauchten zu geben vermag, was nicht, – was schon, was noch nicht.“ (ebd.) Er muss auch wie überhaupt bei Akten dialogischer Begegnung nichts von dem

vergessen, was er gelernt hat, solange dieses Wissen nicht das Wahrnehmen des Gegenwärtigen blockiert: „Beides zusammen tut not, der feste Standort und daß er einen nicht wie ein Fußseisen gefangen halte.“ (Buber 2005, Die Vorurteile, S. 290)

Ein Erkenntniselement zeigt sich weiterhin darin, dass Buber nicht für jede weitere Begegnung einen solchen Umfassungsakt postuliert. Keineswegs ist gemeint, „dass der Mensch, dem solches widerfährt, fortan in jeder Begegnung solchermäßen doppelseitig empfinden sollte – ... die eine extreme Erfahrung macht ihm den anderen für alle Zeiten präsent“. (Buber 2005, Rede über das Erzieherische, S. 148) Allerdings darf auch diese gleichsam gespeicherte und erinnerte Präsenz nicht zur Blockade werden, so dass gerade der Erzieher, der es in besonderer Weise mit der Dynamik des Menschen im Werdeprozess zu tun hat, „Mal um Mal gewahr wird“ (ebd., 152), was der Andere braucht. Man sieht also, was es für den Erzieher bedeutet, die Wahrheit der Beziehung zu erfüllen und bei dem anderen zu sein, um seiner „Einsicht bei(zu)stehen“ (Buber 2003, Das Wort; S.136) : wahrzunehmen, was der andere Mensch – also

der zu Erziehende – braucht. Das, was er braucht, ist nicht identisch mit dem, was er jetzt, in diesem Augenblick, für sich möchte. Es geht vielmehr um die Erkenntnis dessen, was „der Mensch braucht, damit er werde“ (s.o.), d.h. die Potentialität der Entwicklung, die Seins- und Lebensmöglichkeiten der Heranwachsenden sind immer mit im Blick. Der Einsicht des Heranwachsenden „beizustehen“ heißt: sie fördern, mitwirken, dass sich Einsicht bildet.

Im vierten Kapitel der 1953 entstandenen kleinen Schrift „Elemente des Zwischenmenschlichen“ spricht Buber über das Verhältnis von „Auferlegung und Erschließung.“ Mit „Auferlegung“ bezeichnet Buber das Tun des Propagandisten, der der Wirkheitskraft der eigenen Position nicht traut und sich so eben dem Anderen „auferlegt“: „sich des andern bemächtigen, indem man ihn depersonalisiert.“ (Buber 1965, S. 288) Mit „Erschließung“ hingegen bezeichnet Buber eine Einwirkung, in der „einer das, was er in sich selber als das Rechte erkannt hat, auch in der Seele des andern, als darin angelegt, finden und fördern“ will (ebd. S. 287). Dies aber geschehe nicht durch „Belehrung, sondern durch Begegnung“ und habe sich am stärksten im „Bereich der Erziehung“ ausgebildet (ebd. S. 288). Das zeigt, dass in der Begegnung nicht nur die Erfahrung von „Anderheit“ liegt, sondern auch die Erfahrung von Gemeinsamkeit: das „Rechte“, das jedes Individuum in sich findet, ist, weil es das Rechte ist, auch im Anderen angelegt, aber eben in einer anderen, individuellen Ausprägung. Der Erzieher, von dem Buber spricht, weiß und beachtet somit, „daß in jedem Menschen das Rechte in einer einmaligen und einzigartig personhaften Weise angelegt ist“ (289), und eben dies gilt es gleichsam mit sokratischer Mäeutik zu erschließen. Man erkennt hier wieder die innere Beziehung von Wahrheit und Erziehung: der Erzieher ist, wie es die zweite Wahrheitsdimension erfordert, bei sich selbst und gleichzeitig bei dem Anderen. Da es sich um das „Rechte“ handelt, haben wir es hier mit einem Seinsverhältnis und gleichzeitig mit einem ethischen Verhältnis: der Erzieher soll sich aufgerufen fühlen, das in der Wirklichkeit des Andern angelegte „Rechte“ zu erschließen, es auch für die Einsicht des jungen Menschen ans Licht zu bringen. Er kann und soll das tun, weil er sich mit dem Anderen in diesem Rechten verbunden weiß.

Man findet hier also eine Spannung von allgemeinem Rahmen und konkretem personalen und situativen Bezug, die sich nicht völlig auflösen lässt. Buber verweist vor allem seit 1933 immer wieder auf den Rahmen, der die „Aufgaben jüdischer Volkserziehung“ – so der Titel

seines Vortrages zur Wiedereröffnung des Frankfurter Jüdischen Lehrhauses am 19. November 1933 – charakterisiert. Dieser Rahmen verbindet die drei Elemente „Erinnerungsgemeinschaft“, die „Unmittelbarkeit des Miteinanderlebens“ und die „Werkgemeinschaft“ miteinander, wobei die Erinnerungsgemeinschaft Sprache, Geschichte, Schrifttum, Volksleben, vor allem aber die biblischen Ursprünge umfasst. Aber der verbindliche Rahmen ändert nichts daran, dass die „Auswahl der Gegenstände“ methodisch wie inhaltlich „stets an das Konkrete angeknüpft werden, an das, was der Ort, in dem man lebt, die Bedingungen, unter denen man lebt, die Tätigkeit, die man erwählt hat oder erwählen will, von einem fordern.“ (Buber 2005, Volkserziehung, S. 161 f.)

Die Offenheit, die sich in der Spannung zwischen Idee und lebendiger Wirklichkeit zeigt, durchzieht fast alle Reden und Schriften Buber zu Fragen aus Erziehung und Bildung, auch die Rede „Über Charaktererziehung“, die er 1939 nach seiner Übersiedlung nach Palästina vor jüdischen Lehrern in Tel-Aviv hielt. In ihr entfaltet Buber das Bild des „großen Charakters“, der „das Gebot der echten Norm“ in seine Substanz aufgenommen hat, „wo es verwahrt bleibt, bis es sich ihm konkret offenbart; und was es ihm zu sagen hat, offenbart sich jeweils durch eine Situation, die von ihm eine Erfüllung hatte, von der er vielleicht bisher keine Vorstellung hatte.“ (Buber 2005, Über Charaktererziehung, S. 337) Dem „großen Charakter“ ist es eigentümlich, aus seiner ganzen Substanz heraus, aus der Einheit seiner Persönlichkeit heraus, „auf jede Situation, die ihn als handelnden Menschen anfordert, ihrer Einmaligkeit gemäß zu reagieren.“ (ebd., S. 336) Zwar kann die Bildung großer Charaktere nicht das konkrete Ziel des Erziehers sein, der hoffen muss, dass „Zucht und Ordnung“ immer innerlicher werden (ebd.), aber sein „eigentliches Ziel“ bildet der große Charakter doch, und er verfolgt es, indem er vor seinen Schülern immer wieder „das Bild des großen Charakters“ (ebd., S. 338) erstehen lässt.

In einer Jugend, die so erzogen würde, könnte sich auch „das Verlangen wieder entzünden, die ewigen Werte wieder zu schauen“ (ebd., 339) Der Weg dahin führt allerdings trotz einer grundsätzlich sokratischen Ausrichtung Bubers (vgl. Buber 2005, Existenzielle Situation, S. 384) nicht zur allgemeinen Wesenheit, er führt nicht zur platonischen Idee, auch nicht zu den augustinischen Urbildern der Dinge im Geiste Gottes. Er führt zur Begegnung mit der konkreten Wirklichkeit, zum wirklichen Du hin und kann so helfen, den Menschen „wieder vor das Angesicht Gottes zu stellen.“ (ebd., S. 340)

Hans-Joachim Werner, geb. 1940, Studium der Philosophie, Pädagogik, Germanistik in Köln und Freiburg i. Br., 1967 Promotion in Philosophie, 1972 Habilitation in Philosophie an der Universität Freiburg i. Br., 1967-1972 wiss. Ass. am Philosophischen Seminar II der Universität Freiburg i. Br., ab 1972 Dozent und Professor für Philosophie an der Päd. Hochschule Karlsruhe, 1978-1982 Rektor ebd., seit 2000 Mitglied im Vorstand der Martin Buber-Gesellschaft.

ZITIERTE LITERATUR:

- Martin Buber: Das Wort, das gesprochen wird, in: Werkausgabe, Bd. 3: Sprachphilosophische Schriften, Gütersloh 2003
- Martin Buber: Cheruth – Eine Rede über Jugend und Religion; Die Vorurteile der Jugend; Die Jugend und der Zeitgeist. Ein Vortrag; Rede über das Erzieherische, Aufgaben jüdischer Volkserziehung; Über Charaktererziehung, Existenzielle Situation und dialogische Existenz, in: Werkausgabe, Bd. 5: Schriften zu Jugend, Erziehung und Bildung, Gütersloh 2005
- Martin Buber: Elemente des Zwischenmenschlichen, in: Martin Buber: Das dialogische Prinzip, Heidelberg 1965
- Lothar Stiehm: Bubers erzieherischer Impuls im Denken wie im Leben, in: W. Zager (Hrsg.): Ich und Du – Mensch und Gott. Im Gespräch mit Martin Buber, Neukirchen-Vluyn 2006
- Birgit Ventur: Martin Bubers pädagogisches Denken und Handeln, Neukirchen-Vluyn 2003



Es ist schwierig, Menschen hinters Licht zu führen, sobald es ihnen aufgegangen ist. ALFRED POLGER

Neuerscheinungen zur jüdischen Geschichte

V&R

»One of the most innovative and intellectually stimulating books in Jewish studies in years.«
Publishers Weekly

»Ein Meisterwerk der Geschichtsschreibung«
Journal of American History

Yuri Slezkine
Das jüdische Jahrhundert
Mit einem Vorwort von Dan Diner. Aus dem Englischen von Michael Adrian, Bettina Engels und Nikolaus Gramm.
2006. 422 Seiten, gebunden
€ 29,90 D
ISBN 10: 3-525-36290-0
ISBN 13: 978-3-525-36290-7

Das Buch beleuchtet das Verhältnis von Sport und Judentum in Europa im Kontext der jüdischen Wissenschaften – eine etwas andere Geschichte des europäischen Judentums.

Michael Brenner / Gideon Reuveni (Hg.)
Emanzipation durch Muskelkraft
Juden und Sport in Europa
Jüdische Religion, Geschichte und Kultur (JRKG), Band 3.
2006. 272 Seiten mit 10 Abb., gebunden
€ 39,90 D
ISBN 10: 3-525-56992-0
ISBN 13: 978-3-525-56992-4

Vandenhoeck & Ruprecht
Vandenhoeck & Ruprecht 37070 Göttingen info@v-r.de www.v-r.de

„Also schloss er messerscharf, dass nicht sein kann, was nicht sein darf“

HANS MAAB

Alle rufen nach Wahrheit; aber wenn einer sie ausspricht, schirmen sich viele dagegen ab – schon in biblischer Zeit!

Man kann es mit Christian Morgenstern halten und seine Augen vor der Wahrheit verschließen, den „Kopf in den Sand stecken“ – und was es sonst noch an bildhaft verschleiernenden Ausdrücken für die Flucht vor der Wahrheit gibt. Man kann auch die Wahrheit verschweigen, die man anderen nicht zumuten möchte – sei es Schonung, sei es aus Furcht vor deren Reaktionen. Auch die Bibel kennt Beispiele dafür, teils menschlich anrührend, teils in pädagogischer Absicht, teils aus Trotz.

Menschlich anrührend ist die Erzählung von Siseras Mutter (Ri 4). Sisera, der oberste General im Heer Jabin, des Königs von Hazor, war gegen die israelitischen Stämme rund um die Jesreel-Ebene ausgezogen. Erst als die Prophetin Debora in den Kampf eingriff, gelang Israel der Sieg über das Heer der Kanaanäer, Sisera flieht und findet Zuflucht im Zelt Jaëls. Er bittet um einen Schluck Wasser, sie reicht ihm Milch, die er gierig verschlingt, und die ihn müde macht, so dass er einschläft. Das war sein Verhängnis: Jaël schlägt ihm einen Zeltpflock durch die Schläfe und schaltet damit den gefährlichsten Gegner aus.

Ich erinnere mich, dass ich diese Geschichte bis zu diesem Punkt kannte; denn im Religionsunterricht wurde sie nur bis hierher behandelt – ein Beispiel für Heldentaten jüdischer Frauen. Aber die biblische Erzählung endet hier nicht. Die Bibel hält es nicht nur mit den Siegertypen, sie lenkt unseren Blick auch auf die Verlierer, wenn wir ihn lenken lassen. Am Ende von Deboras Siegeslied wird unsere Aufmerksamkeit auf eine andere Frau gelenkt, Siseras Mutter (Ri 5,28 f.). Sie steht am Fenster und ist besorgt, weil ihr Sohn so lange ausbleibt. Sie hat allen Grund, wie die Leser der Bibel wissen; aber ist die schreckliche Wahrheit zumutbar? Ihre Zofen suchen nach tröstenden Erklärungen: Es ist doch normal, dass der siegreiche Held nicht schnurstracks nach Hause kommt, er teilt die Beute, er feiert mit losen Mädchen. Auch sie selbst beantwortet sich ihre bange Frage mit dieser Erklärung; ob sie davon überzeugt ist? Mich lässt das Bild jener besorgten Mutter am Fenster nicht los. Sie klammert sich

an eine vage Hoffnung, von der sie aber wohl selbst nicht recht überzeugt ist. Wer erträgt schon die Härte unangenehmer Wahrheiten!

Und wenn einer nicht hören will, etwa weil er uneinsichtig oder rechthaberisch ist – oder sich von Untergebenen sich nichts sagen lassen will? Der Prophet Natan befürchtete, könnte es als Majestätsbeleidigung auffassen, wenn er ihm ins Gesicht hinein sagen würde, was du mit Batscheba und ihrem Mann Urija gemacht hast, ist nicht nur unanständig, sondern ein Frevel, den Gott nicht stillschweigend übergehen wird. Aber sagen musste er es! Doch wie? Natan war ein geschickter Pädagoge. Noch heute wird die von ihm angewandte Methode als Beispiel verwendet, wie man die Wahrheit in einer Gleichniserzählung zum Ausdruck bringen kann, poetisch, nicht platt.

Natan erzählt David einen angeblichen Vorfall, der sich in seinem Reich zugetragen haben sollte (2. Sam 12): Zwei Männer, ein Armer und ein Reicher, leben in derselben Stadt. Der Reiche besitzt viele Herden, der Arme nur ein einziges kleines Lämmchen. Dieses Lämmchen wird wie ein Familienmitglied gehalten, es isst und spielt mit den Kindern – ein wahres Idyll. Eines Tages bekommt der Reiche überraschenden Besuch. Was sollte er ihm vorsetzen? Seine Herde weidete weit draußen; aber da war ja das Lämmchen des Armen! Was lag näher, als dieses dem Gast vorzusetzen?

David lässt Natan gar nicht weiterreden, ob der Reiche es dem Armen ersetzen wollte, oder ob der Arme bei dem Reichen verschuldet war, oder, oder, oder. Er braust sofort auf: Der Mann ist des Todes! Er als „Liebling“ Gottes – dies bedeutet sein Name – konnte nicht zulassen, dass in seinem Reich eine solche Gemeinheit geschah, Schadenersatz hin oder her. Unbemerkt hatte er sich damit sein eigenes Urteil gesprochen. „Du bist der Mann!“ schleudert ihm jetzt Natan entgegen und entschlüsselt die Geschichte. Jetzt kann er es wagen, ohne Gefahr zu laufen; denn David hatte bereits geurteilt. Er konnte nicht mehr zurück. Und so zählt Natan alles auf, was Gott ihm, dem kleinen Hirtenjungen bis zu seinem Aufstieg zum mächtigsten König seiner Zeit gewährt hatte und auch noch zu geben bereit war, so dass er sich nicht an der Frau, ja sogar am Leben seines Offiziers Urija vergreifen musste. Wahrheit ist zumutbar – jedenfalls wenn sie unausweichlich vorgetragen wird.

Oft sind unsere Bedenken, andere würden aggressiv reagieren, völlig unbegründet. Dies musste der Prophet Jona erfahren. Er wird in die große, assyrische Hauptstadt Ninive, für deren Durchquerung man zu Fuß drei Tage brauchte (Jon 3,4), geschickt und sollte ihr den Untergang als Strafe Gottes für ihre Sündhaftigkeit ankündigen. Er hält dies für einen unzumutbaren Auftrag und will sich durch Flucht der Verantwortung entziehen. In Jafo besteigt er ein Schiff, das bis ans westliche Ende des Mittelmeers fuhr und wo, wie damals Seemannsgeschichten erzählten, das Meer in einen tiefen Abgrund stürzte – ans Ende der Welt. Auch ans Ende des Wirkungsbereichs Gottes? Ein Seesturm, dessen Ursache die heidnischen Seeleute durch ein Orakel zu erforschen suchen, bedroht das Schiff und alle mit dem Tod. Jona wird als Schuldiger ausgemacht, bekennt sich dazu und lässt sich ins Meer werfen. Ist er damit seinen Auftrag los? Keineswegs! Ein Meeresungeheuer bringt ihn wieder an Land und das Ganze beginnt von vorn.

Jetzt ist er „geladen“, wie wir uns denken können. Er kündigt nicht nur den Untergang der Stadt an, sondern fügt noch hinzu: In vierzig Tagen wird es aus sein mit euch! Dann setzt er sich auf einen Hügel gegenüber der Stadt, um ihrem Untergang genüsslich zuzuschauen. Aber nichts passiert. Oder doch, eine Pflanze geht neben ihm auf und spendet ihm angenehmen Schatten. Seine eigene Zornesglut ist heiß genug, so heiß, dass er Gott sogar Vorwürfe macht. Zu Unrecht, wie wir erfahren; denn womit er niemals gerechnet hätte: die Leute von Ninive nehmen die Drohung des Jona für bare Münze, sie kleiden sich in Sack und Asche, sogar ihr Vieh. Sie kehren in sich und kehren um von ihren Wegen – und Gott kehrt um von seinem angedrohten Vorhaben.

Als sich Jona darüber erregt und Gott vorwirft, er habe ja von Anfang an gewusst, dass er seine Drohungen nicht wahr macht, stirbt die Pflanze ab; eine Made hat ihr den Lebenssaft genommen. Jetzt kennt Jonas Wut keine Grenzen mehr. Er muss sich aber belehren lassen, dass Gottes Trauer um diese Menschen schwerwiegender ist als sein Zorn über ihr Fehlverhalten. Ob Jona diese Wahrheit gelernt hat, berichtet die Bibel nicht, sie gibt sie als Frage an uns weiter, ob wir sie gelernt haben.

„Die beste und sicherste Tarnung ist immer noch die blanke, nackte Wahrheit. Die glaubt niemand“, sagte Max Frisch einmal. Doch was ist Wahrheit? Ist sie noch Thema, wird sie bereits vermisst? Wie geht man mit ihr um? Wie lässt sie sich ertragen?

Um einem schillernden Fahnwort und dem Umgang damit in der Bevölkerung auf die Spur zu kommen, haben wir, eine Gruppe von Schülern des Johann-Sebastian-Bach-Gymnasiums in Neckarau, uns auf die Suche gemacht und unters Volk begeben, ausgerüstet mit einem selbst entwickelten offenen Fragebogen und jeder Menge Neugier. Einige Stunden Gespräche mit unterschiedlichsten Menschen, die in Mannheim oder Umgebung leben, und langer Atem beim Auszählen der zusammengetragenen Ergebnisbögen waren der Preis für einige wissenschaftlich betrachtet nicht repräsentative, nichtsdestoweniger jedoch sehr aufschlussreiche Ergebnisse.

„Kinder und Narren sagen immer die Wahrheit“ – diesem Sprichwort stimmte jedenfalls bei unserer Umfrage ein Großteil der Befragten zu (64 %). Doch warum geht uns dieses Wahrheitsbedürfnis, dieses direkte Heraussagen was man denkt mit dem Älterwerden verloren? Warum kommt die Zeit, in der wir uns immer mehr mit kleinen Notlügen durch den Alltag mogeln, um ihn Alltag angenehmer gestalten?! Denn laut unserer Umfrage haben 36 % der Befragten in den vergangenen Tagen zuletzt gelogen. Das deckt sich mit vielen Statistiken, Umfragen und Forschungen, die gezeigt haben, dass fast jeder von uns mehrmals am Tag in die Flunkerkiste greift. Ist das vielleicht die Suche nach einem goldenen Mittelweg, Wahrheit und Lüge so zu vermischen, dass man angenehmer damit leben kann, ohne seine Mitmenschen zu verprellen? In unserer Umfrage empfinden knapp über die Hälfte der Befragten einen Menschen, der stets die Wahrheit sagt als „komisch“ oder doch „unangenehm“. Andere sind zudem der Meinung einen solchen Menschen könne es überhaupt nicht geben. Positiv wird ein Mensch, der derart offensiv wahrheitsliebend auftritt fast nie bewertet. Wir haben uns also gut arrangiert mit unseren vorgeschobenen Halbwahrheiten: Mir geht es gut! – obwohl alles schlecht läuft. Ja klar will ich! – obwohl es nicht so ist ...

Bedeutet das, dass die Lüge Einzug in den Alltag erhalten hat? Ab wann spricht man von Lüge?



ERGEBNISSE EINER SPURENSUCHE DURCH DIE MANNHEIMER INNENSTADT

„Sag die Wahrheit!“

Wenn sie ein nahe Stehender äußert, vielleicht? In Ehe bzw. Partnerschaft bestehen immerhin 88 % darauf, dass die Wahrheit auf den Tisch kommt; in der Familie noch satte 78 %. Ein deutliches Ergebnis! Nur 46 % hingegen empfinden die Wahrheit im Berufsleben als essentiell. Die Trennung zwischen Privatsphäre und Arbeitsleben ist uns hier deutlich aufgefallen.

Uns hat auch interessiert, wie die Leute denken, wenn man den ‘Boden der Tatsachen’ verlässt und sich der Wahrheit auf einem abstrakteren, religiösen oder spirituellen Wege nähert. Schnell wurde uns klar, dass Wahrheit nun zum Begriff wird, der nur im Singular einen Sinn und Kraft hat. Doch wo findet man DIE Wahrheit? Das wirft Fragen auf wie: Wo komme ich her? Wo will ich hin? Was ist diese Welt? Wieso ist sie so? – Fragen auf die jeder von uns Antworten sucht. Viele Teilnehmer unserer Umfrage geben Gott (bzw. Religion) als Quelle für Wahrheit an, damit sind sie nicht allein: Millionen Menschen suchen nach wie vor und jeden Tag ihre Wahrheit bei Gott – egal, welcher Religion sie angehören. Die einen finden sie, die anderen vielleicht etwas, was dem nahe kommt. Wieder andere finden nie etwas, weil sie so mit Suchen beschäftigt sind, dass sie alles übersehen, was ihnen als Wahrheit, als Wirklichkeit im Leben geschieht. Ist im Glauben die Wahrheit? „Glauben ist jedoch kein Wissen“ – so erklärte uns eine ältere Dame resolut. Es hat so viele Kriege und so viele Streitigkeiten in der Menschheit gegeben, alle um Wahrheit. Ist die Erde rund? Gibt es eine Hölle? Da wir als Moderne Menschen wissen wollen und Beweise, brauchen suchen wir also. Auch nach Wahrheit. Es gibt auf dieser Welt so viele Orte zum Suchen. „In meinem Herzen, in mir selbst“ – auch eine häufige Antwort auf die Frage nach dem Ort der Wahrheit. Das hieße aber, wenn jeder die Wahrheit in sich selber finden kann, gibt es so viele Wahrheiten wie es Menschen gibt. Jeder denkt unterschiedlich über den Sinn des Le-

bens, die Aufgaben und Herausforderungen, die das Leben stellt und fordert. Viele Wahrheiten, die man auf diesem eigenen Weg erfährt, viele Wirklichkeiten. „Würde es die Wahrheit geben, so könnte die Welt ein besserer Ort sein“ – auch eine von vielen Antworten. Eine Wahrheit, an die alle glauben könnten, an der sich alle festhalten könnten? Muss das denn sein? „Wahrheit ist eine Lebenseinstellung“, zeigt als Antwort in die gleiche Richtung; „Wahrheit ist Lebenserfahrung“. „Viele Wahrheiten wollen wir gar nicht wissen“!

„Noch niemals sah ich einen Menschen, der wirklich die Wahrheit sucht. Jeder, der sich auf den Weg gemacht hatte, fand früher oder später, was ihm Wohlbefinden gewährte. Und dann gab er die weitere Suche auf.“ (Mark Twain). Wo immer jeder der von uns Interviewten seine persönliche Wahrheit sucht, wo immer er sie findet: Es ist eine individuelle, die sich aus seinen Lebenseindrücken, aus dem Umfeld, der Erziehung zusammensetzt. Der Glaube kann vielen dabei helfen die Wahrheit nicht zu verlieren, den Bezug zur Wahrheit nicht zu verlieren und somit auch nicht den D-Zug zur Wirklichkeit im Leben.

Eine der Antworten war auch: „Man findet die Wahrheit in jedem einzelnen Tag.“ Viele der Befragten suchen die Wahrheit im Alltag, im täglichen Leben und seinen Umständen: „in der Natur“, „in einem Buch“, „in der Musik“, „in den Augen eines anderen“, „in einem Wort“, „im Spiegel“ – und „in sich selbst“. Jeder sucht ... Wird auch jeder einmal finden? Wir finden, es tat gut zu erfahren, dass es viele Wahrheiten gibt und sehr viele auf der Suche sind, manchmal vielleicht, ohne es zu wissen ...

Paula Franke, Lena Dreikhausen, Madeleine Fricke, Lena Kugler und Marcella Sicca,
Schülerinnen des Johann-Sebastian-Bach-Gymnasiums, Mannheim

Das Leben ist voll von Widersprüchen, und von jeder Wahrheit ist auch das Gegenteil wahr. RICHARDA HUCH



FABEL + WAHRHEIT

Einst wandelte die Fabel im sommerlichen Garten, da traf sie auf die Wahrheit, die im Schatten eines dünnen Baumes saß.

„Wie kannst du es wagen, so nackt und völlig unbedeckt in meinem Garten zu sitzen? Schämst du dich nicht?“ fragte die Fabel. Die Wahrheit bedeckte beschämt mit der Hand einen Teil ihrer Blöße und antwortete: „Ich kam in deinen Garten, um Zugang zu den Menschen zu finden, wie du es zu tun pflegst. Aber nun muß ich erkennen, daß die Menschen ihre Augen abwenden und weitergehen, wenn sie mich auch nur aus der Ferne sehen.“

Da wurde die Fabel sanft und freundlich, denn sie erkannte ihre Größe.

„Du mußt dich nur bedecken“, riet sie der Wahrheit. „Dann ändert sich dein Leben.“

Christiane Dürrschnabel, Albertus-Magnus-Gymnasium Ettlingen, 1996
<http://sites.inka.de/~W1444/literatur/litfab/fabeln.htm>

Der Ort, an dem wir recht haben

Von dem Ort aus, von dem wir recht haben,
werden im Frühjahr niemals Blumen wachsen.



Der Ort, an dem wir recht haben,
ist zertrampelt und hart wie ein Hof.

Zweifel und Liebe aber
lockern die Welt auf
wie ein Maulwurf, wie ein Pflug.
Und ein Flüstern wird hörbar
an dem Ort, wo das Haus stand,
das zerstört wurde.

Yehuda Amichai, Aus dem Hebräischen
übersetzt von Marion Kahnemann



Die „neuen Historiker“ im Ringen um die ewige Wahrheit

In der Diskussion um die „Neuen Historiker“ ging es „durchaus um die Suche nach der ‘Wahrheit’ und die Antwort auf die Frage – was ist die wahre und was ist die falsche Darstellung der Geschichte des Zionismus“.

MOSHE ZIMMERMANN

Der historiographische Interpretationsansatz der in Israel seit den späten 1980er Jahren aufgetretenen und als „neue Historiker“ bezeichneten Geschichtswissenschaftler ist mittlerweile weder neu noch relevant. Dies zeigt, wie kurzlebig doch eine heftige, emotionsgeladene akademische und publizistische Kontroverse in Israel sein kann. Dabei ging es in der Diskussion durchaus um die gültige Suche nach „der Wahrheit“ und die Antwort auf die Frage – was ist die wahre und was ist die falsche Darstellung der Geschichte des Zionismus.

Die Bezeichnung „neue Historiker“ der späten achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts war eng mit dem Zwillingsterminus des „Post-Zionismus“ verknüpft. Außerdem stand der Streit um die politisch im wesentlichen links orientierten „neuen Historiker“ politisch einerseits im Kontext der im Dezember 1987 einsetzenden ersten Intifada. Andererseits war er mit dem Diskurs um das „Ende der Geschichte“, also mit dem Ende des Kalten Krieges, von 1989/90 verknüpft. Die „neue Historie“ bot seit den späten 1980er Jahren etwa ein Jahrzehnt lang Stoff für eine hitzige, öffentliche Debatte und verlor dann um das Jahr 2000 herum, das Jahr des Ausbruchs der zweiten Intifada, schnell an Brisanz. Ursache hierfür waren mehrere Faktoren: Zum einen lief der vermeintlich wichtigste Repräsentant der „neuen Historiker“, Benny Morris, kurz nach Beginn der zweiten Intifada im Herbst 2000 in das rechte politische Lager über. Hierdurch wurde der Öffentlichkeitseffekt, also die politische Bedeutung der „neuen Historiker“ als ideologische Träger der inzwischen auch bei Linken als Fehler empfundenen Oslo-Friedenspolitik¹ dramatisch reduziert. Zum anderen ging zu dieser Zeit unter Einfluß der sozio-politischen Entwicklung in und um Israel und im Zuge der Traumatisierung durch das gewaltreiche Ende des Oslo-Prozesses aus der Debatte im geschichtswissenschaftlichen Diskurs überhaupt eine historiographische Mischung aus klassisch-zionistischen und jüdisch-religiösen Elementen siegreich hervor.

Wie so oft bei Historikerstreiten handelte es sich auch im Fall der Debatte der israelischen „neuen Historiker“ nicht um einen neuen methodologischen Durch-

bruch, auch nicht vornehmlich um die Entdeckung neuer Fakten oder Dokumente. Methodologisch war die „neue Historie“ nicht weniger positivistisch als der altgewohnte Diskurs ihrer Gegner. Es ging vielmehr vor allem um eine unorthodoxe, provokante Interpretation eines grundlegenden historischen Prozesses und damit um einen Tabubruch. Im Mittelpunkt stand die Frage, wer für sich die „wahre Auslegung“ und Interpretation der Geschichte Israels beanspruchen kann – die „Alten“ oder die „Neuen“ – als hätte es keine Post-Moderne und keine alternative Richtlinie zu Rankes Axiom des „Wies-eigentlich-gewesen-ist“ gegeben.

Der Zionismus hatte bekanntlich seinen historiographischen Ansatz als Rechtfertigung – manche sprachen von Apologie² – für die zionistische Ideologie im innerjüdischen Kampf gegen die Befürworter der alten religiösen Orthodoxie einerseits und gegen die Vertreter der emanzipatorischen und assimilationistischen „Lösung der Judenfrage“ in der Diaspora andererseits unter anderem auch zur Untermauerung seiner Politik vor und nach der Gründung des Judenstaates entworfen. Zweifel an der offiziellen zionistischen Interpretation, an ihren historiographischen Grundwerten und absoluten Wahrheiten galten in Israel schon immer – auch vor dem Auftreten der „neuen Historiker“ – als Ketzerei und wurden entweder entschieden zurückgewiesen oder totgeschwiegen. Ein derartiges Vorgehen gegen alternative Meinungen reichte seit den späten 1980er Jahren jedoch nicht mehr aus, um die herrschende historische Interpretation unbeschadet gegen ihre neuen Widersacher zu verteidigen. Vertreter „ketzerischer“ Interpretationen, die gegen Ende der 1980er Jahren eine „kritische Masse“ erreicht hatten, erhielten nun das Etikett der „neuen Historiker“ bzw. der „post-zionistischen Historiker“ angeheftet und wurden frontal angegriffen. Die ursprünglich pejorativ gemeinten Bezeichnungen, die von den „neuen Historikern“ keineswegs als Beleidigung empfunden und auch frei als Selbstbezeichnung verwendet wurden,³ reichten in der Regel jedoch aus, die je-

weiligen Geschichtswissenschaftler vor allem in der Öffentlichkeit zu diskreditieren, noch bevor man überhaupt eine Zeile ihrer Schriften gelesen hatte. Mehr noch: Die Bezeichnungen halfen, die unterschiedlichsten Arten von unorthodoxen historischen Interpretationen in einen Topf zu werfen und sie allesamt dadurch als „Unwahrheiten“ zu brandmarken. Selbstverständlich erreichte der Streit seinen Höhepunkt, als das Narrativ vom Zentralereignis des israelischen Zionismus – die Darstellung der Gründung des Staates Israel im Mai 1948 –

angetastet und revidiert wurde: Man fragte gegen die offizielle Position, ob der Staat Israel etwa in einem ungerechten, dazu vielleicht auch unmoralisch geführten Krieg entstanden war? Der oben bereits erwähnte Historiker Benny Morris hatte in seinem Buch über die Entstehung der palästinensischen Flüchtlingsfrage⁴ in diesem Kontext eine für Israelis unangenehme wie auch ideologisch abzulehnende Antwort vorgelegt: Israels sogenannter Unabhängigkeitskrieg war ein Krieg gewesen, so Morris, der zur Vertreibung von Hunderttausenden von Arabern geführt hatte und in dem auch andere Kriegsverbrechen stattgefunden hatten, und zwar explizit oder implizit auf Anordnung der politischen und militärischen Führung des neuen Staates. Der Historiker Ilan Pappé und der Soziologe Uri Ram sowie Simha Flapan und Avi Shlaim hatten in ihren um 1988 und später erschienenen historiographischen Schriften dann auch die zum Ausbruch des Krieges führende zionistische Politik ungewohnt scharf und kritisch beleuchtet. Die Verantwortung dafür, dass ein palästinensischer Staat nicht bereits im Jahre 1947 nach dem Beschluß der UN-Vollversammlung zur Teilung Palästinas in einen jüdischen und einen arabischen Staat entstanden war, wiesen sie nicht

wie in der israelischen Interpretation üblich allein „den Arabern“ zu.⁵

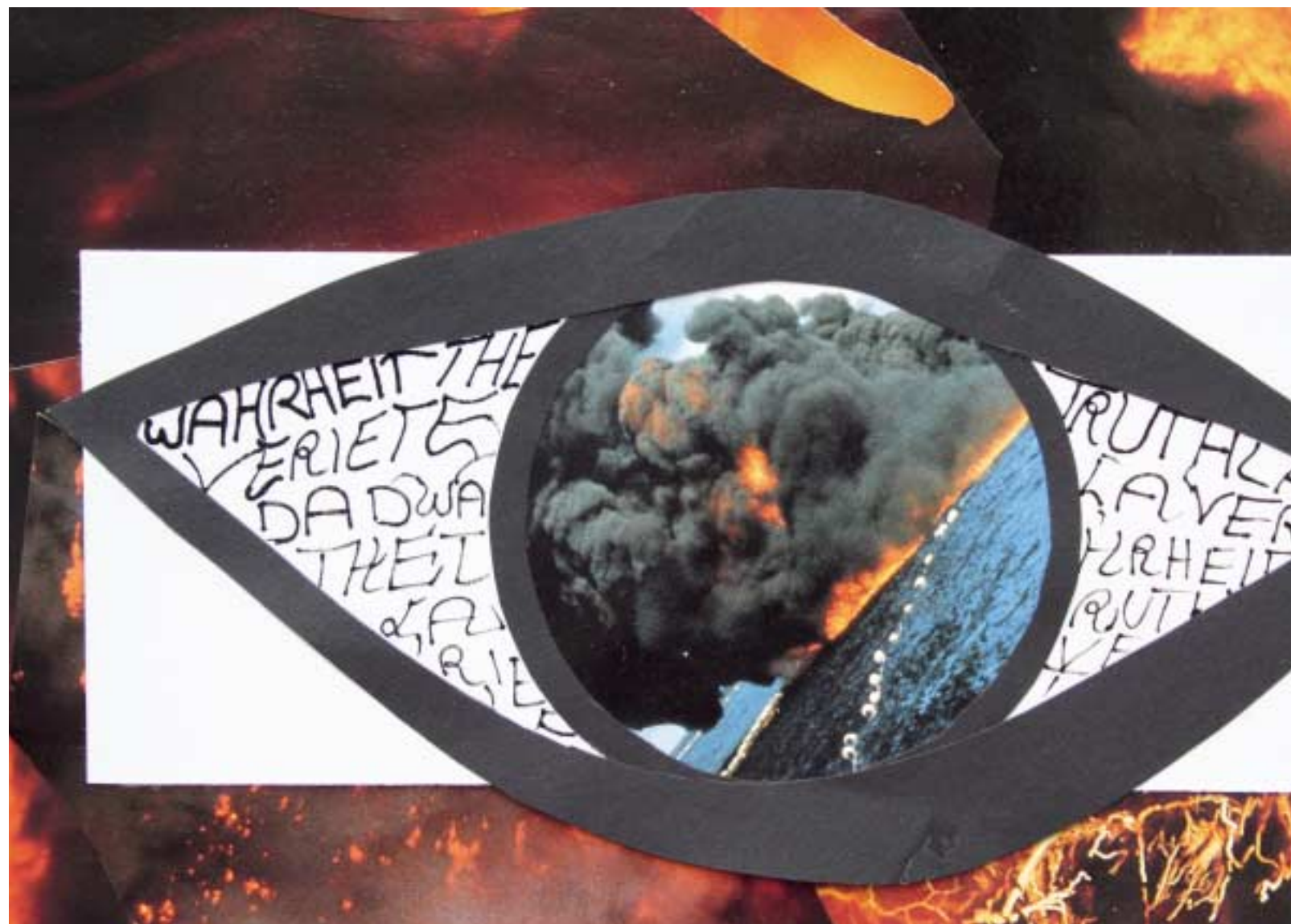
Die „Heilige Kuh“ des gerechten, in Israel „Unabhängigkeitskrieg“ oder „Befreiungskrieg“ genannten Krieges von 1948 zu schlachten, galt und gilt auch in der Gegenwart noch als unerträglich und unzumutbar. Deshalb gingen sowohl die Historikerkunft als auch Politik und Öffentlichkeit mit großer Heftigkeit zu einer Gegenoffensive gegen die „neuen Historiker“ über. Nicht uncharakteristisch war dabei der Umstand, dass Shabtai Tevet, der Autor der populärsten Biographie des israelischen Staatsgründers David Ben-Gurion, als Fahnenträger dieses Gegenangriffs kein Historiker aus der Akademie, sondern ein Journalist war. Er war es auch, der wahrscheinlich als erster den Begriff der „neuen Historiker“ verwendet hatte. Das Ziel der am Streit beteiligten „alten Historiker“ und ihrer selbsternannten Vertreter war klar: Sie versuchten, die Schuld am Krieg von 1948 und die Verantwortung für seine Folgen von Israel abzuwenden. Schuld und Verantwortung sollen weiterhin nahezu ausschließlich „die Araber“ tragen; die Massenauswanderung palästinensischer Araber sei demnach weiterhin als Folge der Aufrufe der arabischen

Führung an die arabische Bevölkerung Palästinas und nicht als Resultat einer israelischen Politik darzustellen; nicht mehr abzustreitende andere Verbrechen wie Tötungen und Vergewaltigungen sollten zudem in der historiographischen Darstellung möglichst marginalisiert werden.

Natürlich hatte es auch vor dem post-zionistischen Historikerstreit an Kontroversen in diesen Themenbereichen nicht gemangelt. Kritische Zeitzeugen hatten schon früher vor Historikern aussagen und dazu beitragen können, die verbreiteten Mythen wenigstens stückweise zu hinterfragen. Ein gutes Beispiel hierzu bietet die vom namhaften Schriftsteller S. Yizhar verfaßte Geschichte *Hirbet Hisa*, die vom Mord an arabischen Kriegsgefangenen erzählt. Es war vor allem die breitenwirksame Verfilmung dieser Geschichte aus dem Jahre 1978, die dann für viel böses Blut sorgen sollte, weil sie letztlich den Mythos von der „Reinheit der zionistischen Waffe“ sprengte. Yizhar oder andere Außenseiter wie der Historiker Shabtai Beit-Zvi, der etwa zur gleichen Zeit seine provokanten Thesen veröffentlichte,⁶ galten jedoch in den 1970er Jahren nicht als Bedrohung für das gängige, vorherrschende Narrativ. Zehn Jahre später jedoch schien die Gefahr einer Revision des kollektiven Narrativs dann gravierender zu sein, weil sich nun vor allem etablierte Historiker, darunter auch Geschichtswissenschaftler, die mit der Abfassung von Schulbüchern betraut waren, zu Wort meldeten und so eine kritische Masse an historischem Revisionismus anboten, während zugleich der Druck der Weltöffentlichkeit auf Israel wegen seiner Ablehnungspolitik gegenüber der PLO immer stärker wurde. Eine Generation nach einem historischen Ereignis befindet man sich eben in der Regel ohnehin an einem heiklen Wendepunkt – Zeitzeugen befürchten, dass die Mythen, die sie in die Welt gesetzt haben, von denen, die nicht mehr zum Kreis der Zeitzeugen gehören, ausgeblendet oder weggefeigt werden könnten. Die alte Generation wehrt sich gegen neue Interpretationen vorliegender Befunde oder gegen neue Befunde, sobald diese an den lieb gewordenen Mythen rütteln könnten. So geschah es auch im Fall der post-zionistischen Debatte.

Man hat herausgefunden, dass Wale viel zu dick und zu fett sind, um schwimmen zu können. Da aber der Wal von dieser Wahrheit gar nichts weiss, schwimmt er schon irrtümlicherweise.

MATTHIAS RICHLING





Aus Lügen, die wir glauben, werden Wahrheiten, mit denen wir leben.

OLIVER HASSENCAMP

Die Vertreter der Historiker bemühten sich, die Thesen von Morris, Ram, Pappe und anderen zu widerlegen, indem sie einerseits ihre Beweisführung pauschal als post-modern, also unseriös, diskreditierten, oder die faktischen Bausteine dieser Thesen auseinandernahmen: Der Historiker Alon Kadish hatte zum Beispiel darauf hingewiesen, dass Benny Morris nicht die arabische Sprache beherrsche, um sogleich Morris' Darstellung eines Massakers in Lod detailliert zu zerreißen, bis der Leser selbst zur Schlußfolgerung gelangen mußte, Morris habe die vorhandenen Dokumente falsch interpretiert bzw. Fakten erfunden oder ignoriert. Doch es blieb nicht bei punktuellen Schlußfolgerungen und Korrekturen, der nächste Schritt erfolgte sogleich: Wenn die Darstellung dieses spezifischen Massakers falsch ist, stimmt die gesamte These und der gesamte Interpretationsansatz der „neuen Historiker“ nicht.

Extrem war in diesem Zusammenhang der Fall des Studenten Teddy Katz, der unter Betreuung des „neuen Historikers“ Ilan Pappe seine Magisterarbeit über die Schlacht von Tantura im Jahr 1948 verfaßt hatte und aufgrund von mündlichen Überlieferungen der Oral History dort ein Massaker festgestellt haben wollte. Katz wurde wegen Verleumdung vor Gericht gezogen und verlor den Prozeß – auch Richter konnten sich nur schwerlich mit dem Ansatz der „neuen Historiker“ anfreunden. Zudem wurde seiner Magisterarbeit die Anerkennung abgesprochen. Dass eine Magisterarbeit zum *corpus delicti* wird, ein Student sich wegen seiner historiographischen These Morddrohungen ausgesetzt sieht und während des juristisch-akademischen Streits auf die Tätigkeit des Beklagten als Friedensaktivist und auch auf die Zugehörigkeit seines akademischen Mentors zur Gruppe der „neuen Historiker“ hingewiesen wird, zeigt, wie brisant und politisch akut die Debatte um die „neuen Historiker“ damals gewesen war. Seinen Höhepunkt erreichte der Fall Katz Ende 1999. Eine Fortführung der Kontroverse nach Beginn der zwei-

ten Intifada versiegt dann allerdings wie der gesamte Streit um die „neuen Historiker“ überhaupt unter dem Eindruck der neuen Ereignisse und einem Abflauen des Diskussionsstoffes rasch seinem Ende zuing. Nach Beginn der zweiten Intifada brauchte man den historiographischen Diskurs nicht mehr, um zu belegen, dass „die Araber“ – und seit dem 11. September 2001 „die Muslime“ – insgesamt, nicht „die Juden“ grausame Täter sind.

Als extrem, aber charakteristisch kann man auch die öffentliche Reaktion auf die Rolle der „neuen Historiker“ bei der Abfassung von Schul- und Lehrbücher bewerten. Als ein vom Erziehungsminister eingesetzter Ausschuß unter dem Vorsitz des Verfassers des vorliegenden Beitrags im Jahre 1995 die Geschichtslehrpläne für die Sekundarstufe I neu erarbeitete, erhob sich in der Öffentlichkeit ein heftiger Protest, weil angeblich die jüdische Geschichte im Vergleich zur allgemeinen Geschichte im Lehrplan zu kurz komme und die zionistischen Dogmen nicht oder nicht ausreichend vertreten seien. In diesem Zusammenhang erschien ein vom Tel Aviver Geschichtsprofessor Eyal Nave für die neunte Klasse verfaßtes Schulbuch, in dem der Mythos von der zahlenmäßigen Überlegenheit der arabischen Kämpfer im Krieg von 1948 widerlegt wurde. Zwar hatte bereits ein Jahrzehnt nach der Staatsgründung selbst die offizielle Darstellung⁷ des Krieges zugegeben, dass die Zahl der Kämpfer auf arabischer Seite eigentlich kleiner gewesen war als auf israelischer Seite. Aber der Mythos von Kampf Davids gegen Goliath konnte schon damals unbeschadet weiter bestehen und galt als unantastbar. Nach dem Wahlsieg des „linken Verzichtspolitikers“ Ehud Barak im Jahre 1999 glaubten politische Institutionen, d.h. Parlament und Ministerium, allerdings Anlaß genug zu haben, um sich in die Diskussion einzuschalten, während in den Me-

dien verbitterte Diskussionen über die Gefahr geführt wurden, der israelische Schüler angeblich ausgesetzt seien, weil „neue Historiker“ offenen Zugang zu den Schulen hatten.

Ein zweites Element im Fundament des israelisch-zionistischen Selbstverständnisses, an dem von „neuen Historikern“ gerüttelt wurde, war das Problem des Holocaust als ultimative Rechtfertigung nicht nur für die zionistische „Lösung der Judenfrage“, sondern auch für die zionistische Politik. Vierzig Jahre lang hatten selbst neue Befunde nicht zu revisionistischen Schlußfolgerungen in diesem Problembereich geführt.⁸ Dann aber wurden doch Fragezeichen gesetzt, vor allem in und durch Tom Segev's Buch *Die siebte Million*, das erstmals 1991 auf Hebräisch erschienen ist. Die „neuen Historiker“ hatten sich auch offen mit der Instrumentalisierung der Shoah durch die israelische Politik auseinandergesetzt, lange bevor Norman Finkelstein in Amerika sich dieses Themas annehmen sollte. Der Verfasser dieses Betrags gilt Historikern, die die „neuen Historiker“ gerade wegen ihrer Haltung zur Shoah ablehnen, übrigens als ein typischer Repräsentant der post-zionistischen „neuen Historiker“.⁹ Gefährlich schienen „neue Historiker“ in erster Linie wirklich im Hinblick auf den Zusammenhang der Shoah zu sein, zunächst weil sie den Zionismus nicht als einzige, ja nicht einmal als die bessere Lösung der „Judenfrage“ empfanden, und dann auch, weil sie der Haltung der zionistischen Führung während der nationalsozialistischen Epoche und später ihrem Umgang mit der Erinnerung an die Shoah im Staate Israel kritisch gegenüber standen. Ein an der religiösen Bar-Ilan-Universität tätiger Historiker widmete sich dem Kampf gegen die Gefahr, die von den „neuen Historikern“ bei der Behandlung der Shoah ausgehe, sammelte akribisch alle Zeitungsausschnitte, die scheinbar auf diese Gefahr

hinwiesen und erlaubte sich hierzu ein vernichtendes Urteil. Seine deklarierte Absicht war es, „gefährliche Abweichungen zu verhindern“.¹⁰ Hinweise auf gemeinsame Interessen des deutschen Zionismus und der Machthaber des Dritten Reiches in den ersten Jahren des Regimes nach 1933 zählen bei ihm zu diesen Abweichungen. Darüber hinaus wurde jede historische Bemerkung in bezug auf den Nationalsozialismus, die man als strukturellen Vergleichsversuch zwischen Nationalsozialismus und Zionismus auslegen könnte, bedingungslos zurückgewiesen. Ein ähnliches Vorgehen erwies sich auch als effektive Diskreditierungstaktik gegenüber „neuen Historikern“, die sich mit dem Thema des Nationalsozialismus oder mit Themen der deutschen Geschichte befassen.

Auch in diesem Zusammenhang wurde der Diskussionston aggressiver, als die Abfassung von Schulbüchern auf die Tagesordnung kam. Besonders heftig war die von „alten Historikern“ initiierte und von Parlament und Medien schwungvoll aufgenommene Kritik gegen ein Schulbuch, das von einem jungen Kollegen von der Hebräischen Universität Jerusalem verfaßt worden war.¹¹ Hier richtete sich der Vorwurf vor allem gegen die Unterbelichtung des Warschauer Ghetto-Aufstands sowie gegen eine fotografische Aufnahme von Auschwitz-Überlebenden, die nicht ausgemagert genug aussahen. Auch die zufällige Positionierung einer Hitler-Fotographie gegenüber einer Buchseite, auf der die Geschichte einer anti-britischen, rechtsorientierten jüdischen Terrorgruppe der vorstaatlichen Zeit erörtert wurde, war Ziel der aufgeregten Kritik. Diese Attacke der Wächter der zionistischen historischen Wahrheit fand nicht zufällig am Ende des letzten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts statt.

Paradox war, dass mitten im Ringen um den alten Mythos vom Befreiungskrieg und um die „richtige“ Auslegung der jüdischen und israelischen Geschichte insgesamt unbemerkt doch eine Revision der historiographischen Bilder stattfinden konnte: Die gesamte zionistische Geschichte, die ja auf einer säkularen Grundlage stand, wurde intensiv mit religiösen Elementen angereichert und gewissermaßen von der Religion vereinnahmt. Die Hebräische Bibel und die jüdische Religion wurden mehr und mehr in den Vordergrund der Geschichte geschoben und zwar auf Kosten der Werte der Aufklärung, die integrale Bestandteile des klassischen Zionismus gewesen waren. Anders als die sogenannte post-zionistische Schule, von der in diesem Beitrag die Rede ist, konnte sich diese religiöse Art der „neuen Interpretation“ zionistischer Geschichte ganz offiziell etablieren. Diese „neue Historie“ ist keine bloß vorübergehende Episode gewesen.

Der deutsche Leser konnte sich bereits im Jahr 2000 vom Stand des Streits ein Bild machen, als eine repräsentative Sammlung von Aufsätzen der „neuen Historikern“ in deutscher Sprache erschien.¹² Mehr noch: Dieser unter dem Titel *Historikerstreit in Israel* publizierte Band kam zur richtigen Zeit in die Hände der Leser, nämlich kurz vor der Wende, die praktisch das Ende der „neuen Historiker“ und der Debatten einleitete. Das Scheitern der Camp-David-Verhandlungen zwischen Palästinenser-Präsident Yassir Arafat, Israels Ministerpräsident Ehud Barak und US-Präsident Bill Clinton im Juli 2000 sowie die darauf im September 2000 einsetzende zweite Intifada haben die israelische Gesellschaft derartig traumatisiert, dass sich die Diskussion um die Thesen der „neuen Historiker“ fortan schlichtweg erübrigte. Die revisionistische zionistische Historiographie wurde von der Mehrheit der Bevölkerung einfach als widerlegt empfunden. Angeblich hatte man den Weg zurück zur altbewährten historischen Wahrheit gefunden.

Die Szene in Israel hatte bereits im Oktober 2000 gezeigt – die politische Mitte, aber auch die meisten der sich bisher dem linken politischen Lager zurechnenden Bürger hatten sich auf Anhieb mit Ausbruch der zweiten Intifada rechten Positionen zugewandt und ihre Hoffnung auf eine Verständigung mit den Palästinensern aufgegeben. Damit war aber auch die Gefahr beseitigt, die angeblich in der „neuen Historie“ für die Standhaftigkeit der zionistischen Historiographie und ihre Selbstwahrnehmung verborgen gelegen hatte und die in der Folge auf eine Korrektur der traditionellen Politik der Härte hätte hinauslaufen können. Man hatte die Angst vor der „neuen Historie“ verloren und konnte zur „alten historischen Wahrheit“ zurückkehren. Als Benny Morris nach dem Jahr 2000 in Zeitungsinterviews eine diametral entgegengesetzte Schlußfolgerung als Historiker zog, ohne seine Befunde an sich zu korrigieren, ging das Kapitel der „neuen Historiker“ rasch seinem Ende entgegen. Es gibt nichts Überzeugenderes als einen Renegaten. Für den bereits Ende 2000 geschlagenen kompromißbereiten linken Flügel der israelischen Gesellschaft war Morris' Interview in der Zeitung *HaAretz* vom 6. Januar 2004, in dem er eine Meinungswende um 180 Grad gegenüber einem Interview in derselben Zeitung zehn Jahre zuvor vollzog, ein *coup de grace*: Die Vertreibung der Araber 1948 sei, so Morris im Jahre 2004, kein Verbrechen gewesen, sondern eine Notwendigkeit. „Hätte Ben-Gurion alle Araber aus Palästina vertrieben, hätte er Israel für immer stabilisiert.“ Der Renegat hat seine Befunde damit keineswegs geleugnet, allein die interpretative Schlußfolgerung wurde von ihm einer Revision unterzogen. Und dem Publikum war es genug: Es woll-

te nicht unbedingt die alten faktischen Wahrheiten, die der „neue Historiker“ Morris in den 1980er Jahren widerlegt hatte, wieder in Geltung eingesetzt sehen, eine Wiederherstellung des Gefühls der Selbstgerechtigkeit reichte der Öffentlichkeit vollkommen aus. So konnte man jetzt zugeben: Ja, wir haben Araber vertrieben, dies muß nicht mehr verheimlicht werden; denn in Wahrheit war diese Vertreibung notwendig, ja moralisch vertretbar. Dabei geht es aber nicht nur um Vergangenes – für Morris wie für sein Publikum steht eine Vertreibung von Arabern aus Palästina auch heute noch als politische Möglichkeit auf der Tagesordnung.¹³

Die Diskussionen gingen zwar auch nach 2000 weiter, verloren jedoch an Schärfe und Effekt. Sie beschränkten sich fortan vornehmlich auf die Universitäten und erreichten nicht mehr die Medien. Die Ablehnung der vermeintlich äußerst zuvorkommenden Friedensangebote Ehud Baraks an Yassir Arafat im Juli 2000 wurde nicht nur als Beweis für den mangelnden Willen der Palästinenser, nach den Osloer Abkommen von 1993 mit Israel in Frieden zu leben, gewertet, sondern auch dafür, dass Palästinenser eigentlich auch zuvor niemals an einem friedlichen Nebeneinander mit den Zionisten interessiert waren und auch in Zukunft ihre Grundhaltung nicht aufgeben werden. Somit wurde die Kritik der post-zionistischen Historiker an dem Verhalten des zionistischen Establishments quasi automatisch und endgültig irrelevant.

Dementsprechend galten nach 2000 zum Beispiel auch Zweifel an der Richtigkeit des Mythos von der zahlenmäßigen jüdischen Unterlegenheit im Krieg von 1948 gegenüber einer überlegenen arabischen Mehrheit nicht mehr als Provokation, denn das Bild Israels als eines gegen Goliath kämpfenden Davids hatte sich als immun gegen das gegenteilige Image erwiesen. Wäre der Sammelband *Die Wenigen gegen die Vielen?* Nicht 2006,¹⁴ sondern 1990 oder 1996 erschienen, hätte er gewiß Stoff für eine hitzige Debatte geboten. Als Benny Morris im Jahre 1990 eine entsprechende These vertreten hatte, war er unter heftigen Beschuß geraten.¹⁵ Im Jahr 2006 konnte die israelische Gesellschaft dieses Buch jedoch ebenso gelassen hinnehmen wie 30 Jahre zuvor ähnliche, als exotisch geltenden Thesen. Nicht einmal der Aufsatz Josef Hellers über die Rolle David Ben-Gurions bei der intentionellen Bildung dieses Mythos galt als Provokation. Die mittlerweile zu einer Mehrheit gewordene israelische Rechte ist sich außerordentlich sicher geworden, die ehemalige „Linke“ bekehren und ihre eigene Ideologie ungestört zur allgemein vorherrschenden Doktrin werden lassen zu können. Durch die Ereignisse des 11. September 2001 wurde die Metapher vom Terror-Goliath in Israel zusätzlich verankert; Zweifel an der ewigen Wahrheit des Kampfes Israels als David gegen die verschiedensten Riesen können nun angeblich einfach nicht mehr aufkommen.

Interessant ist, dass nicht nur Kapitel aus der modernen Geschichte des jüdischen Volkes Zündstoff für die Debatten zwischen den verschiedenen israelischen Historikerschulen bieten. So widmete sich Yehoshafat Harkabi, ein israelischer General, der nach 1967 Professor für Politologie geworden war, zwar vor allem der Erforschung des arabisch-israelischen Konflikts. Die Gemüter aber bewegte Harkabi mit seinem 1982 erschienenen Buch *Das Bar-Kochba-Syndrom*, in dem er den jüdischen Aufstand der Jahre 132 bis 135 n.d.Z. gegen die Römer analysierte, um ihn als Warnung gegen die aktuelle israelische Politik zu funktionalisieren.¹⁶ Der „Freiheitskämpfer“ Bar-Kochba war eine zentrale Symbolfigur zionistischer Historiographie. Der von ihm angeführte Aufstand gegen die römische Fremdherrschaft im antiken Judäa im 2. Jahrhundert n.d.Z. galt als Verkörperung der zionistischen Vision vom kampfbereiten Volk. Harkabis Anspielung auf die Aussichtslosigkeit des Aufstandes – er endete letztlich für die in Judäa lebenden Juden mit einer Katastrophe – war ein Dorn im Auge der Anhänger des alten zionistischen Geschichtsbildes, und zwar nicht nur weil hier der Mythos der Antike zerstört wurde, sondern weil dabei zwangsläufig die gesamte Politik des Zionismus zur Verurteilung kam. Man kann *Das Bar-Kochba-Syndrom* im Nachhinein als Auslöser der „neuen Historie“ betrachten. Wäre Harkabis Arbeit fünf Jahre später erschienen, hätte man den Verfasser zweifellos zu den „neuen Historikern“ gezählt. Nach dem 11. September 2001 und bis in die Gegenwart hinein, in der Israel sich nicht allein wie in der Antike gegen die einzige Weltmacht erheben

muß, sondern vielmehr engster Verbündeter und Satellit dieser Macht ist, verliert der von Harkabi unternommene Vergleich ebenso wie die Herausforderung der „neuen Historiker“ insgesamt seine provozierende Wirkung.

Nicht weniger anfällig für Kontroversen scheint auch immer wieder ein noch früheres Kapitel aus der Geschichte des jüdischen Volkes zu sein – die biblische Epoche. Die Archäologen Zeev Herzog und Israel Finkelstein,¹⁷ die 1999 ihre Thesen von der Diskrepanz zwischen biblischer Überlieferung und historischer Realität dem israelischen Publikum in einem Zeitungsinterview¹⁸ präsentierten, haben ebenso wie Harkabi oder Pappe an den ewigen Wahrheiten des Zionismus gerüttelt. In dieser Debatte ging es letztlich um die Bibel als Wegweiser für das moderne Israel, vor allem nach 1967. Aber auch der Effekt dieser These wurde nach 2000 aus den bereits angesprochenen Gründen reduziert. Allerdings kann diese Art von „neuer Historie“ trotz alledem in Zukunft weiterhin für akademischen und publizistischen Wirbel sorgen, weil hier zum einen die Grundsätze eines gegenwärtig religiös gefärbten Zionismus und zum anderen die Grundwerte des religiös-orthodoxen Judentums überhaupt angegriffen und hinterfragt werden. Das Reizpotential ist in diesem Zusammenhang noch nicht erschöpft. Hier scheint der Kampf um angeblich ewige Wahrheiten immer noch ein Kampf um die Existenz zu sein.

Moshe Zimmermann, geb. 1943 in Jerusalem, ist israelischer Historiker und Publizist. Seit 1986 ist er Direktor des „Richard-Koebner-Center for German History“ an der Hebräischen Universität Jerusalem, Preisträger des Lessing-Preises für Kritik und des Dr.-Leopold-Lucas-Preises der Universität Tübingen sowie Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des umstrittenen Zentrums gegen Vertreibungen. Seine Forschungsschwerpunkte sind die deutsche Sozialgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts sowie die Geschichte der deutschen Juden und des Antisemitismus.

- ¹ Wesentlicher Bestandteil dieser Friedenspolitik war das im September 1993 in Oslo unterzeichnete, später heftig umstrittene Prinzipienabkommen zwischen dem Staat Israel und der PLO als Vertreterin des palästinensischen Volkes.
- ² Yoav Gelber, „Writing the History of Zionism“, in: Yechiam Weitz (Hg.), Von der Vision zur Revision (hebr.); Jerusalem 1997, 67-88.
- ³ Benny Morris, „The New Israeli Historiography. Israel Confronts its Past“, in: Tikkun 3 (1988), 19-24.
- ⁴ Benny Morris, The Birth of the Palestinian Refugee Problem, Cambridge 1988.
- ⁵ Ilan Pappé, The Making of the Arab-Israeli Conflict 1947-1951, London 1992; Uri Ram, The Changing Agenda of Israeli Society: Theory, Ideology, and Identity, Albany, N. Y., 1995; Simha Flapan, The Birth of Israel. Myth and Realities, London 1987 (dt. Ausgabe: Die Geburt Israels: Mythos und Wirklichkeit, München 1988); Avi Shlaim, Collusion across the Jordan: King Abdullah, the Zionist Movement, and the Partition of Palestine, Oxford 1988.
- ⁶ Shabtai Beit-Zvi, Post-Ugandan Zionism on Trial: a study of the factors that caused the mistakes made by the Zionist movement during the Holocaust, Tel Aviv 1991 (engl. Übersetzung des hebräischen Originals, Tel Aviv 1977).
- ⁷ Israelisches Verteidigungsministerium (Hg.), Geschichte des Unabhängigkeitskrieges (hebr.), Tel Aviv 1959, 69.
- ⁸ Dina Porat, Führung in der Falle: Der Jeschuw angesichts der Shoah, 1942-1945 (hebr.), Tel Aviv 1986; sowie dies., The blue and yellow stars of David: The Zionist Leadership in Palestine and the Holocaust, 1939-1945, Cambridge, Mass., 1990.
- ⁹ Dan Michman, „Die Forschung über Zionismus und Shoah“, in: Die Historiographie der Shoah aus jüdischer Sicht: Konzeptualisierungen, Terminologie, Anschauungen, Grundlagen, Hamburg 2002, 312-335.
- ¹⁰ Ebd., 327.
- ¹¹ Dan Jacoby, Ära der Veränderungen (hebr.), Jerusalem 2000.
- ¹² Barbara Schäfer (Hg.), Historikerstreit in Israel: die „neuen“ Historiker zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, Frankfurt am Main 2000.
- ¹³ Ari Shavit, „Interview mit Benny Morris“ (hebr.), in: HaAretz, 6. Januar 2004.
- ¹⁴ Alon Kadish, Benjamin Z. Kedari (Hg.), Die Wenigen gegen die Vielen (hebr.), Jerusalem 2006.
- ¹⁵ Benny Morris, 1948 and After: Israel and the Palestinians, Oxford 1990.
- ¹⁶ Yehoshafat Harkabi, The Bar Kochba Syndrome. Risk and Realism in International Relations, New York 1983.
- ¹⁷ Zeev Herzog, Archaeology of the city: urban planning in ancient Israel and its social implications, Tel Aviv 1997; Israel Finkelstein, Neil Asher Silberman, The Bible unearthed: archaeology's new vision of ancient Israel and the origin of its sacred texts, New York 2000.
- ¹⁸ „Die Bibel – Keine sichtbaren Befunde“ (hebr.), in: HaAretz, 29. Oktober 1999.

Brief aus Jerusalem Juli 2006

Seit meiner Ankunft vor drei Tagen schlugen etwa 300 Raketen („Katjuscha“) im Norden Israels ein, nicht wenige inmitten von Städten und Dörfern.



RICKLEF MÜNNICH

„Keine gute Zeit um Pläne für die Zukunft zu machen!“ So beginnen alle Gespräche, die ich mit Freunden und Partnern in Jerusalem führe, um den bis 2005 nahezu zum Erliegen gekommenen Begegnungsreisen einen neuen, auch inhaltlich veränderten Impuls zu geben. Andererseits, konnte man je etwas in Israel ohne eine mitunter unbegründet scheinende Hoffnung bewerkstelligen? Und so gehen meine Gesprächspartner davon aus, dass die Situation im Herbst irgendwie besser sein wird als vor der Entführung der israelischen Soldaten – auch wenn nicht ganz klar wird, woran sich, außer der Schwächung der Schlagkraft der Hisbolla, ein Erfolg der militärischen Operationen messen lässt.

Dieser Krieg ist aus mancherlei Gründen anders als vorangegangene. Die bisher über 2.000 Raketen aus dem Territorium des Libanon haben alle überrascht – und erschrocken. So gibt es eine ganz breite Übereinstimmung in der Bevölkerung, dass die Armee „die Aufgabe zu Ende zu führen hat“, wie es der Rechtsanwalt aus Haifa ausdrückt, der sich politisch „dem linken Spektrum der Arbeitspartei“ zurechnet. Ihn treffe ich am Sabbatabend mit Frau und Tochter neben einer weiteren Familie aus Galiläa. Beide sind zu Freunden in das nun geradezu beschauliche Jerusalem ausgewichen. Wenn auch nur für das Wochenende. Denn, so der Anwalt, „ich kann mir die Einnahmeausfälle gar nicht erlauben und mein Büro schließen, um wie so viele andere das Zuhause gegen eine Unterkunft im raketensicheren Teil des Landes zu tauschen“.

Auch das Gästehaus der deutschsprachigen Evangelischen Gemeinde in Jerusalem ist gut gefüllt, wie mir deren Geschäftsführer erzählt. Leider eben nicht mit den erhofften Touristen, sondern mit Jugendlichen aus den deutschen Freiwilligendiensten sowie einigen arabischen Familien aus Galiläa, von denen meist ein Ehepartner der Gemeinde angehört (Die Raketen der Hisbolla

unterscheiden eben nicht; eines der gestrigen Todesopfer war ebenfalls ein arabischer Staatsbürger Israels). Alle sind recht verstört aus einer Situation gekommen, in der sie täglich viele Male bei durchdringendem Sirenenalarm für je etwa eine Viertelstunde in die Bunker geflohen sind – bei Vorwarnzeiten von nicht mehr als einer Minute. Das zermüht.

Im Sonntagsgottesdienst der Gemeinde in der Erlöserkirche inmitten der Altstadt sitzt nur ein kleines Häuflein. Sicher, es ist Sommer- und Ferienzeit auch in Israel. Doch der Propst von Jerusalem, Dr. Uwe Gräbe – vor wenigen Wochen erst trat er sein Amt an –, ist bedrückt: „Gerade hatten wir wirklich einen Aufschwung in den Besucherzahlen zu verspüren gemeint ...“

So hoffen alle irgendwie, dass der Stellvertreterkrieg, den Israel nach Meinung vieler hier für Amerika gegen einen islamistischen Iran im Hintergrund führt, bald mit dem Rückzug aus dem Libanon endet. Denn, auch das ist anders, Territorium will Israel diesmal nicht besetzen. Deshalb ist es sogar mit einer NATO-Schutztruppe im Libanon einverstanden – wenn diese nur weniger untätig ist als die bisher stationierten UN-Soldaten!

Ricklef Münnich, geb. 1954 in Höxter, Studium der ev. Theologie in Berlin und Jerusalem, Mitarbeiter am Institut für Kirche und Judentum, Vikariat in Berlin und Naumburg (Saale), Pastor in Berlin-Steglitz, Studentenpfarrer in Weimar, bis 2006 Landesjugendpfarrer, ist in der Bildungsarbeit der Ev.-Luth. Kirche in Thüringen tätig. Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum in Thüringen, Mitglied des Vorsands im Deutschen Koordinierungsrat.



COMPASS-Infodienst

der einzigartige Newsletter

für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web

COMPASS-Infodienst ist ein online publizierter Newsletter, der täglich Links zu top-aktuellen, kostenfreien Nachrichten, Reportagen und Hintergrundbeiträgen im Internet liefert, die sich u.a. mit den Themen beschäftigen:

Israel/Nahost, Gedenken und Erinnern, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Christlich-jüdischer Dialog und interreligiöse Welt, jüdische und christliche Welt.

Ergänzt wird das Angebot durch Online-Rezensionen einschlägiger Buch-Neuerscheinungen sowie aktueller Fernseh-Tipps.

COMPASS-Infodienst

Weitere Infos und Probe-Abonnment unter
www.compass-infodienst.de

oder per Mail an:
redaktion@compass-infodienst.de



KATJA KRIENER

Ein Sommer voller Widersprüche

Oft kam einem die Welt eigenartig, ja irgendwie unwirklich vor. Wir lebten in Jerusalem: mittendrin und dennoch nicht direkt betroffen. Wer in der arabischen Welt würde Raketen auf Jerusalem schießen? Hier in Jerusaelm waren höchstens Bombenanschläge zu befürchten.

„Es fällt mir sogar schwer, das Wort zu sagen, die Buchstaben K-R-I-E-G über meine Zunge rollen zu lassen. Ich glaube, um mich herum gibt es einige Leute, die einen Moment warten, bis sie es aussprechen, so als würden sie zögern, weil im Fall, dass sie es aussprechen, sie es zur Wirklichkeit machen, real und aktuell. Dann würde es durch eigene Kraft stärker und intensiver werden, Fleisch und Blut annehmen, und wir würden daran keinen Anteil haben, würden nicht erklären können, wie es passiert ist und wer es war, der es zuerst ausgespuckt hat und wir wüssten nicht, was wir tun sollten und würden nur darauf hoffen, dass wir so unverletzt wie möglich herauskommen und es so schnell wie möglich beenden.“ (Sami Berdugo)¹

Kriege verändern die Menschen. Man merkt es, wenn man mitten drin steckt, ist erstaunt und kann es doch nicht ändern, selbst wenn man will. Ungefragt wird man hineingezogen in ein Geschehen, dem man mehr oder weniger hilflos, auf jeden Fall erstaunt und ratlos, und dennoch sehr bewusst gegenübersteht: auch der eigenen Veränderung.

Plötzlich war er da, der Krieg – oder nur eine militärische Auseinandersetzung? Ein Soldat wurde in Gaza entführt und zwei getötet, kurz darauf an der Nordgrenze Israels ein Soldat getötet und zwei weitere Soldaten entführt. Dazu der dauernde Beschuss durch Quassam-Raketen aus Gaza und durch Katjuscha-Raketen aus dem Libanon. Wie lange hält man still? Wird ein Stillhalten als Schwäche interpretiert? Wann reagiert man und vor allem: Wie? Und dann ging es los: Die Luftwaffe reagiert fünf Tage heftig, und der Dauerbeschuss auf Haifa und den Norden kommt dennoch nicht zum Stillstand. Da wird dann diskutiert – zu Hause, mit den Freunden, in den Zeitungen – ja, nötig war es zu reagieren, darin ist man sich einig. Wie lange soll man den ewigen Beschuss aushalten mit der parallelen Vernichtungsandrohung durch den Iran. Nach fünf Tagen sind die Kommentarspalten dann aber voll von kritischen Fragen: Lassen sich die Kriegsziele – Befreiung der Soldaten und Vernichtung des doch erstaunlich großen Raketen- bzw. Waffen-

arsenals der Hisbollah an der Nordgrenze – durch Luftangriffe erreichen? Kann man eine Guerillaorganisation, die ihren Nachschub nachts durch unterirdische Tunnels heranschafft und sich unter die Zivilbevölkerung mischt, militärisch besiegen? Man hoffte, die beiden entführten Soldaten zu befreien, das Raketenarsenal der Hisbollah komplett oder weitgehend zu zerstören, die Kämpfer Nasrallahs von der Nordgrenze zu vertreiben. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Es war eine Zeit voller Widersprüche, Ambivalenzen und Paradoxien. Oft kam einem die Welt eigenartig, ja irgendwie unwirklich vor. Wir lebten in Jerusalem: mittendrin und dennoch nicht direkt betroffen. Wer in der arabischen Welt würde Raketen auf Jerusalem schießen? Hier in Jerusalem waren höchstens Bombenanschläge zu befürchten. Unser Alltag war in dem Sinne nicht unmittelbar berührt, und dennoch war die Welt aus den Fugen geraten: Die erste Woche haben wir vor dem Fernseher verbracht – ein Brennpunkt nach dem nächsten. Das ganze Programm ein einziger Dauerbrennpunkt. Direktübertragungen aus dem Norden, die ständigen Sirenen, die Menschen in den Bunkern, die zerstörten Häuser, die Warnungen, die Expertenrunden, die Interviews mit den Betroffenen, mit den Soldaten, mit den Generälen, mit den Politikern und immer wieder die aktuellen Nachrichten, ununterbrochen – ein Land im Krieg. Irgendwie war man hineingeraten in ein Geschehen, von dem niemand wusste, ob es sich eigentlich steuern lassen würde, und wenn, wer es denn steuerte. Und schon war eine Woche vorüber. Die zweite Woche verflog mit der Lektüre von Zeitungen im Internet: Haaretz auf hebräisch, auf Englisch, Herald Tribune, Frankfurter Rundschau, Frankfurter Allgemeine, Süddeutsche, die taz, täglich die Berichte, die Kommentare, die Analysen des gegenwärtigen Geschehens und möglicher Strategien der Akteure, sehr vieler, zu vieler Akteure: Israel, die arabische Welt mit der Hisbollah und Nazrallah, mit Hamas und Abbas, mit der libane-

sischen Regierung, mit den Drohungen aus dem Iran, Achmadinedschad und Syrien, mit Amerika, Condoleeza Rice, der UNO und Europa. Überall Meinungen, Beurteilungen und Ratschläge. Dasselbe Geschehen aus hundert Perspektiven, denn wo gab es schon eine einheitliche Meinung? Schon in Israel war die Vielfalt der unterschiedlichen Sichtweisen unüberschaubar.

I. Was ist Wahrheit?

In der Isolation wird die Einbildungskraft zu der Instanz, die die Wahrnehmung lenkt. Immer wieder kollidieren das Traumhafte, das Traumatische und die Realität, bis die Beteiligten nicht mehr wissen, was sie noch für wahr halten sollen. „Weißt Du, es ist schon schwer zu entscheiden, was wirklich passiert – unsere Medien zeigen doch immer nur die eine Seite, zerstörte Häuser im Norden Israels, flüchtende und verängstigte Menschen – und BBC und CNN demgegenüber die Zerstörungen des Libanon durch israelische Luftwaffe und Bodentruppen. Wer weiß denn schon, was wirklich passiert?“ Wenn die Wahrheit mit dem Leben in Berührung kommt, verliert sie ihre Eindeutigkeit, dann wird sie vielfältig. Wahrheit ohne einen Ort, an dem sie sich verwirklichen kann, bleibt jenseitig und abstrakt, eine leiblose Seele. Wenn Wahrheit nicht abstrakt bleiben, sondern etwas mit den Menschen zu tun haben will, muss sie sich auf menschliche Wahrnehmungen einlassen. Die Wahrheit, so lautet eine Lehre aus der jüdischen Geschichte über die Erschaffung des Menschen, muss von ihrem hohen Thron herunter steigen, wenn sie menschlich werden will. „Gott wirft die Wahrheit auf die Erde ... Sie muss sich hinab begeben in die Niederungen der Erde, in die Zweideutigkeiten des Lebens. Dort muss sie sich bewähren.“² Im Dialog, in der Auseinandersetzung mit der Sicht der Anderen. Aus der rabbinischen Literatur können wir lernen, „dass es in nahezu allen Fragen von Lehre und Leben Geschichten und ebenso wahre Gegengeschichten gibt, ja mehr noch, dass manche Geschichten wahr sind, nicht obwohl, sondern weil ihre Gegengeschichten auch wahr sind. Nicht ob etwas wahr ist, wird dann zur Frage gestellt, son-

dern für wen, wann und nicht zuletzt wogegen es wahr oder falsch werden kann.“³ Wahrheit und Wahrnehmung, Wahrheit und Erkenntnis gehören dann zusammen wie Zwillingsschwestern. Wahrheit wird dann diskutiert im Dialog um die Toleranz gegensätzlicher Wahrheitserkenntnisse. Wahrheit im Ringen um Toleranz setzt Wechselseitigkeit voraus. „Etwas technisch gesagt: Sie funktioniert dann, wenn das Gegenüber ebenso um der Wahrheit und gerade auch der eigenen Wahrheit willen Toleranz übt. Was aber, wenn diese Reziprozität nicht gegeben ist. Die dann auftauchende Frage lautet: Kann es Toleranz gegenüber der Intoleranz geben?“⁴ So schien die Fragestellung in Israel im Krieg. Da habe ich kein fröhlich beherztes In-den-Krieg-Ziehen wahrgenommen, eher traurig, ratlos, trotzig war die Stimmung. „Wenn Toleranz geübt werden soll, richtet sie sich gegen Intoleranz. Aus dieser zunächst ebenso einleuchtend wie banal erscheinenden Aussage resultiert nun aber das Paradox der Toleranz. Um ein Paradox handelt es sich insofern, als die Toleranz in dem einen oder anderen Fall an der Intoleranz zerbricht. Wird Intoleranz toleriert, dann wird zugelassen, dass sie ihrerseits die Toleranz beseitigen will und das, wenn sie die Macht dazu hat, auch tun wird, ja aus eigener Überzeugung tun muss. Wenn aber die Intoleranz die strikte Grenze der Toleranz markiert, die Toleranz also die Intoleranz nicht toleriert, dann hebt sie sich in diesem Falle auf, beseitigt sich also selbst. Eine ganz ähnliche Paradoxie ist die der Freiheit. Kann es Freiheit für die Feinde der Freiheit geben? Aber wer bestimmt, wer ein Feind der Freiheit ist? Und führt nicht mancher Kampf gegen die Unfreiheit selbst zur Unfreiheit?“⁵

II. Der Dialog um die Wahrheit – die Perspektiverweiterung oder die Sicht und das Sein der Anderen:

„Es liegt im Wesen des Krieges, dass er jeweils da beginnt, wo die Sprache aufhört.“ „Der Krieg hat je einen Widerpart, der fast nie als solcher hervortritt, aber in der Stille sein Werk tut: Die Sprache – die erfüllte Sprache, die Sprache des echten Gesprächs, in der Menschen einander verstehen und sich miteinander verständigen. Es liegt im Wesen schon des primitiven Krieges, dass er jeweils da beginnt, wo die Sprache aufhört, das heißt, wo die Menschen sich nicht mehr miteinander über die strittigen Gegenstände zu unterreden oder sie der schlichtenden Rede zu unterbreiten vermögen, sondern miteinander der Sprache entfliehen, um in der Sprachlosigkeit des Einander-Umbringens eine vermeintliche Entscheidung, so zu sagen ein Gottesurteil, zu suchen. Bald bemächtigt sich freilich der Krieg auch der Sprache und versklavt sie in den Dienst seines Schlacht-Geschreis.

Wo aber die Sprache, und sei es noch so scheu, wieder von Lager zu Lager sich vernehmen lässt, ist der Krieg schon in Frage gestellt. Seinen Kartätschen wird es leicht, das Wort zu übertönen. Aber wenn das Wort ganz lautlos geworden ist und nun, lautlos, hüben und drüben die Kunde in die Herzen trägt, das kein menschlicher Konflikt durch Töten, auch nicht durch Massentötung, wirklich zu lösen ist, hat es, das Menschenwort, schon angefangen, die Kartätschen zum Verstummen zu bringen.“ (Martin Buber, 1953)

III. Eine Welt voller Widersprüche

„Glaubst Du, wenn wir hier keine Waffen hätten, gäbe es uns noch?“ Was soll ich darauf antworten? Natürlich weiß ich, dass sich durch Gewalt nichts ändern wird. Palästinenser und Libanesen werden durch die Zerstörung von Häusern, Brücken und das Bombardieren von Öltanks sicher nicht zum Umdenken motiviert. Mir fällt der Spruch auf der Menora vor der Knesset in Jerusalem ein. Er steht im Buch Sacharja: „Das ist das Wort des Ewigen an Serubbabel: Nicht durch Macht und nicht durch Stärke, sondern durch meinen Geist, spricht der Herr der Heerscharen“ (Sach 4,6). Die Vision des Leuchters vor der Knesset zielt auf Frieden ohne Machteinsatz. Ein Land, das seine Existenz nur der militärischen Stärke verdankt, ist überfordert und kommt nicht zum Leben. So erleben es viele jüdische Freundinnen und Freunde. Es ist gefesselt an die Macht des tödlichen Gegenübers und immer darauf aus, noch stärker, noch größer, noch mutiger zu sein. Ich habe geschwiegen und all dies nicht gesagt. Meine Freundin hat mein Schweigen richtig gedeutet und mehr besorgt als selbstsicher bemerkt: „Gut, dass Du nicht entscheiden musst!“ Ich habe in dem Haus auf dem Ölberg mit Blick von der Terrasse über Jerusalem mit Felsendom, Erlöserkirche und Dormitio in jenen Tagen viele Gäste beherbergt. Zu schön war die Ruhe über der Stadt im Krieg für Freunde aus dem Kibbuz, aus Bethlehem, aus Tel Aviv, aus Beit Jala, aus dem Norden. Meist haben wir über die Situation gesprochen, dann war es anstrengend. Oft haben wir nicht darüber gesprochen, dann war es erst recht anstrengend. So vergingen die Tage, und jeder Tag hatte seine eigene Perspektive, und der schnelle Perspektivwechsel entwickelt seine eigene Dynamik. „Ehrlich gesagt, verstehe ich die ganze Aufregung um die gekidnappten Soldaten nicht: Wie viele gekidnappte Palästinenser sitzen in israeli-

schen Gefängnissen? Während des Krieges ist das halbe Kabinett aus Ramallah entführt worden. Selbst aus dem Gefängnis in Jericho hat Israel Gefangene entführt – wo bleibt denn da der Gerechtigkeitsinn? Wie passt das zu eurer angeblichen Demokratie im Nahen Osten, auf die sich doch gerade Israel immer beruft?“ „Du glaubst doch nicht im Ernst, dass Israel Frieden will: guck dir nur die aggressive Bebauung der Westbank an: Alles zersiedelt, alles mit Straßen nur für Siedler durchfurcht, auf denen wir nicht fahren dürfen – wie soll das je rückgängig gemacht werden?“ Wie lassen sich die Perspektiven miteinander ins Gespräch bringen? Wie lassen sich die gegensätzlichen Perspektiven nach Deutschland vermitteln? In diese andere Welt, in der alles so sicher, vermeintlich eindeutig und vieles selbstverständlich ist, was hier seine Selbstverständlichkeit verloren hat: das Frühstück auf der Terrasse der Freunde mit Blick auf das Mittelmeer – wer wusste schon mit Sicherheit zu sagen, dass in der letzten Nacht vor dem Waffenstillstand nicht doch noch Raketen der Hisbollah ihre Reichweite bis Tel Aviv finden würden. Es bleibt neben aller Hilflosigkeit viel Einsamkeit auf allen Seiten. Kriege verändern die Menschen. Wer wie ich eine Zeit des Sommers 2006 im Krieg in Jerusalem auf dem Ölberg unterhalb der Universität gelebt hat, im Mit- und Gegeneinander der Religionen und Freunde, konnte sich schon durch die allabendliche Geräuschkulisse dem In-, Mit- und Durcheinander der Menschen und ihrer Religionen nicht entziehen. Unwillkürlich wird man hingezogen in die Vielfältigkeit der Gegengeschichten dieser Stadt: Das Rufen des Muezzin übertönte das Glockengeläut verschiedener christlicher Kirchen, in die sich weitere Muezzins einmischten, deren Rufen der Wind zu uns herauftrug, am Freitagabend vermischt mit dem Ton der Sirene, die den Beginn des Schabbats ankündigt, zusammengehalten nur vom gleißenden Licht der rotgoldenen untergehenden Sonne.

Katja Kriener, geb. 1958, Studium der ev. Theologie, Vorsitzende des Studienprogramms „Studium in Israel“, Landespfarrerin in der Studienstelle für das Christlich-jüdische Gespräch der Ev. Kirche im Rheinland.

¹Sami Berdugo: Dumb Fate, in: Haaretz Magazine, August 4, 2006
²Jürgen Ebach, Die Ungenauigkeit des Seins oder: Wie tugendhaft ist die Wahrheitsliebe? In: ders., Theologische Reden, Bochum 1989, S. 172.
³Jürgen Ebach, „Toleranz“ – Annäherungen an einen schwierigen Begriff. In: ders., In den Worten und zwischen den Zeilen, Erev Rav, 2005, S. 102.
⁴A.a.O. S. 103
⁵Jürgen Ebach, „Toleranz“, siehe ³, S. 103

Der ORF sagt immer die Wahrheit.
Aus Zeitgründen freilich manchmal nicht die ganze.

JOSEF BROUKAL



Flüchtlinge in der Tiefgarage

ROSI BEN YAKOV

Seit Beginn des Raketenbeschusses durch die Hisbollah nutzen wir unsere Tiefgarage täglich für Kinder und deren Eltern aus der Umgebung.

Wir bieten ihnen einen sicheren Platz, sorgen für Essen und Getränke und versuchen durch kreative Programme (Vorführungen, Spiele etc.), eine Atmosphäre entstehen zu lassen, die vor allem den Kindern trotz der täglichen Raketen und Sirenen etwas von ihrer Unruhe und Angst zu nehmen vermag.

Unser Erziehungszentrum liegt in unmittelbarer Nähe einer sozial und religiös sehr gemischten Nachbarschaft. Gewiss gibt es aus Tel Aviv und anderen südlicher gelegenen Ortschaften viele Hilfs- und Unterkunftsangebote. Unsere Hilfe ist für die Familien da, die sich dafür entschieden haben, in Haifa zu bleiben – entweder weil sie einfach nicht weg wollen oder nicht die Möglichkeit dazu haben.

Die große Zahl derjenigen, die bei uns Schutz und Hilfe suchen, stellt uns vor unvorhergesehene logistische und finanzielle Probleme. Gelder, die für die „normale“ Arbeit des LBEZ eingeplant sind, müssen nun ganz schnell „umfunktioniert“ werden. Wie lange noch? Und wie kann es da-

nach weitergehen? Werden wir unsere Schularbeit und unsere Sozial- und Erziehungsprogramme mit israelischen und arabischen Kindern und Jugendlichen überhaupt im gewohnten Umfang wieder aufnehmen können? Vor welchen neuen Herausforderungen werden wir mit unserer auf friedliche Kooperation und Versöhnung zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen gerichteten Arbeit stehen?

Rosi ben Yakov, in Bad Kissingen geboren, in Amerika aufgewachsen, ist als Englisch-Lehrerin am Leo-Baeck-Erziehungszentrum zugleich für die Beziehungen mit Europa, insbesondere mit Deutschland verantwortlich. Ihr besonderes Anliegen ist die Friedens- und Versöhnungsarbeit dieser großen, vom Progressiven Judentum getragenen Schule in gemischten Sommerferienlagern für arabische und jüdische Jugendliche, neuerdings auch in Kindergärten für arabische Kinder.

FABEL + WAHRHEIT

Fabel und Wahrheit lebten einträchtig im Garten, bis eines Tages die Fabel die Wahrheit im Schatten eines kranken Baumes sitzend traf.

„Wahrheit“, sprach die Fabel sie an, „Wahrheit, sieh’ nur, wie du dem Garten schadest.

Überall, wo du mit deiner Nacktheit erscheinst, ziehen sich die Pflanzen zurück, als mangle es ihnen an Licht und Wasser.“ Die Wahrheit beugte sich vor ihr und antwortete: „Auch mir tut es weh, das zu sehen.“ Die Fabel aber meinte weiter: „Du solltest den Garten verlassen, damit er nicht eines Tages ganz stirbt.“

„Sieh’ zuerst dich an!“ sprach da die Wahrheit erzürnt. „Bist du nicht ein Abbild meiner selbst, wenn man dir die Kleider vom Leib schält? Wie kannst du mich also aus dem Garten verbannen, dem du, genau wie ich, die Erkenntnis zeigst, die ihn erschreckt und sterben macht? Ist das Sterben bei dir nicht nur verzögert?“

Christiane Dürrschnabel, Albertus-Magnus-Gymnasium Ettlingen, 1996
<http://sites.inka.de/~W1444/literatur/litfab/fabeln.htm>

GCJZ RHEIN-NECKAR:

Gutes Miteinander



PETER MYRCZIK

Wenn am 11. März 2007 die festliche Eröffnung der bundesweiten Woche der Brüderlichkeit in Mannheim, dem Zentrum der Metropolregion Rhein-Neckar, stattfindet, dann hat auch die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit vor Ort einen Meilenstein erreicht. Sie will mit ihrer Arbeit dazu beitragen, dass Toleranz, Zusammenarbeit verschiedener Religionen und ein gutes Miteinander gerade von jungen Menschen angenommen und gelebt werden und nachhaltig in die Zukunft wirken. Diese Ziele sind nur durch intensive Kooperation und breite Vernetzung zu erreichen.

Jugend setzt Zeichen

Seit fünf Jahren bildet der „Abraham-Pokal“ einen Schwerpunkt der Arbeit. Die Künstlerin Waltraud Suckow will den Pokal interpretiert wissen „als einende Basis der drei Weltreligionen und zugleich Brückenschlag über trennende ethnische und religionsphilosophische Inhalte unserer Völkergeschichte“. Diesen Pokal gibt es inzwischen in zwei Exemplaren, eines geht seit 2001 jährlich in Mannheim von Schule zu Schule, ein zweites seit 2003 in Ludwigshafen. Bereits zehn Schulgemeinschaften haben den Pokal für jeweils zwölf Monate bei sich gehabt und während dieser Zeit für „Interreligiosität“, „Toleranz“ und ein „gutes Miteinander“ gearbeitet. Übergeben wird der Pokal alljährlich im Rahmen der zentralen Eröffnungsveranstaltung der Woche der Brüderlichkeit in der Rhein-Neckar-Region. Dem evangelischen Vorsitzenden der Gesellschaft, Diakon Manfred Froese, ist dabei besonders wichtig: „Der Pokal ist Einladung und Aufforderung, sich für Toleranz und Verständigung zwischen Religionen und Nationen einzusetzen.“ Beeindruckend ist dabei das große Engagement der jungen Menschen. Sie behandeln das Thema im Unterricht, sie besuchen die Synagoge, lernen die jüdische Küche kennen oder komponieren eine Hip Hop-Ballade.

Politische Spitze unterstützt

Das alles findet mittlerweile große Aufmerksamkeit in der Rhein-Neckar-Region. Mannheims Oberbürgermeister Gerhard Widder meinte zu diesem außergewöhnlichen Engagement: „Wenn Konflikte in dieser Stadtgemeinschaft auftreten, dann müssen sie erkannt und aufgezeigt werden.

Sie zu bewältigen ist unsere gemeinsame Aufgabe, der wir uns mit aller Anstrengung stellen müssen. In diese Arbeit bringen sich viele Menschen in unserer Stadt ein. Stellvertretend für alle danke ich den Schülerinnen und Schülern der Mannheimer „Abraham-Schulen“, die zu mehr gegenseitigem Verständnis zwischen Christen, Juden und Muslimen beitragen.“ Und das Stadtoberhaupt von Ludwigshafen, Oberbürgermeisterin Dr. Eva Lohse, hatte aus Anlass des Stadtjubiläums im Jahr 2003 die Eröffnung der WdB nach Ludwigshafen eingeladen. Damit intensivierte sie die Zusammenarbeit von Christen und Juden in ihrer Stadt und der Region insbesondere im Bereich der Schulen.

Erinnerung an Unrecht wach halten

Nachhaltigkeit in ihrer Arbeit bedeutet für die Christlich-jüdische Rhein-Neckar schon seit Jahrzehnten die Erinnerung an die jüdischen Bürger, die durch die Nationalsozialisten aus ihrer Mitte gerissen wurden, wach zu halten und das Unrecht nicht vergessen zu lassen, das ihnen zugefügt wurde. Den Überlebenden, die alljährlich von der Stadt Mannheim zu einem Besuch aus ihrer neuen Heimat Israel, USA, Südamerika oder aus anderen Ländern kommen, widmet sich die Christlich-jüdische mit einem eigenen Programm.

An die mehr als 6.000 Opfer der Deportation am 22. und 23. Oktober 1940 aus Baden, der Pfalz und dem Saarland in das Lager in Gurs, Südwestfrankreich, erinnert man seit Jahrzehnten. Fahrten nach Gurs finden regelmäßig statt. Und seitdem die Stadt Mannheim vor drei Jahren ein Erinnerungsmal für die weit über 2.000 deportierten Mannheimer Juden mitten in der City der Stadt installiert hat, führt die Christlich-jüdische vor Ort alljährlich eine Veranstaltung am Jahrestag mit der Katholischen Jugend durch. Die christlichen Kirchen tragen den Bußgottesdienst der Christlich-jüdischen im Gedenken an die Pogromnacht des 9./10. November 1938. Dabei gestalten viele Jugendliche den Gottesdienst mit.

Neue Mitstreiter gewinnen

Stets müssen auch neue Gruppen und Einzelpersonen angesprochen und zum Mitmachen gewonnen werden. Dies geschieht beispielsweise durch die Reihe „Judentum kennen lernen“. Hier

wird durch gemeinsames Kochen, durch Stadterkundungen, den Besuch des jüdischen Friedhofs und Vorträge mit allgemein interessierenden Inhalten seit Jahren ein „niederschwelliges“ Angebot an Erstinteressenten gerichtet. Daneben bieten Gesprächskreise, Vorträge und Konzertreihen ein breites Themenfeld und einen leichten und einladenden Zugang zum Thema.

Gemeinsam Ziele erreichen

Ein Merkmal der Aktivitäten der Christlich-jüdischen Rhein-Neckar ist die Einbeziehung verschiedenster gesellschaftlicher Gruppen und dabei das gute Miteinander. Mit großer Dankbarkeit erlebt man die hervorragende Kooperation mit der jüdischen Gemeinde Mannheim. Eine intensive Zusammenarbeit entstand mit der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg, die über den Freundeskreis mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Rhein-Neckar vernetzt ist. Die Deutsch-Israelische Gesellschaft ist ein ebenso enger Partner, und die Kirchen, die Politiker vor Ort und in den Landesparlamenten sind stets offen und widmen dem Thema viel Aufmerksamkeit. Ermutigende Zeichen auch für die Zukunft.

DEM VORSTAND GEHÖREN AN: Manfred Froese, geschäftsführender Vorsitzender (ev.), E-Mail: froese-mannheim@t-online.de, Majid Khoshlessan, jüdischer Vorsitzender, E-Mail: khoshlessan@mws-bau.de, Lukas Glocker, katholischer Vorsitzender, E-Mail: lukas.glocker@hausderjugend-bdkj-ma.de.

Weitere Infos gibt der Geschäftsführer Peter Myrczik, Tel.: 0621/2932010, E-Mail: christlich-juedische@mannheim.de.

Peter Myrczik ist seit 2000 ehrenamtlicher Geschäftsführer der Gesellschaft Rhein-Neckar, katholisch, 50 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Töchter. Nach seinem Staatsexamen arbeitete er mehrere Jahre in der Protokollabteilung, dann über ein Jahrzehnt im Presseamt der Stadt Mannheim und seit 1995 leitet er dort die Abteilung Öffentlichkeitsarbeit.



Arbeits**schwerpunkte**

Woche der Brüderlichkeit

Seit 1952 veranstalten die Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit im März eines jeden Jahres die Woche der Brüderlichkeit. In allen Teilen des Landes werden aus diesem Anlass Veranstaltungen durchgeführt, um auf die Zielsetzung der Gesellschaften und auf ihr jeweiliges Jahresthema hinzuweisen. Die zentrale Eröffnungsfeier wird vom Fernsehen live übertragen.

Buber-Rosenzweig-Medaille

Seit 1968 verleiht der Deutsche Koordinierungsrat während der Eröffnungsfeier zur Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille. Ausgezeichnet werden Personen, Institutionen oder Initiativen, die sich insbesondere um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben. Die Medaille wird in Erinnerung an die jüdischen Philosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig verliehen.

Tagungen, Publikationen, Begegnungen

Mehrfach im Jahr finden Tagungen zu zentralen Fragen statt, die sich mit der Zielsetzung und Arbeit der Gesellschaften befassen. Themenhefte, Arbeitshilfen, Rundschreiben, Tätigkeitsberichte und sonstige Publikationen dienen der Information und Kommunikation. Dem solidarischen Handeln und der persönlichen Begegnung zwischen Juden und Christen in der Bundesrepublik, in Israel oder anderswo kommt besondere Bedeutung zu.

Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Das Forum junger Erwachsener vertritt als Arbeitsgemeinschaft die Interessen der 18- bis 35-jährigen Mitglieder der Gesellschaften, gibt Anregungen für die Arbeit mit jungen Erwachsenen und führt eigene Veranstaltungen durch.

Die Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit sind in der Bundesrepublik Deutschland nach der Befreiung vom nationalsozialistischen Unrechtsstaat entstanden.

Sie wissen von der historischen Schuld und stellen sich der bleibenden Verantwortung angesichts der in Deutschland und Europa von Deutschen und in deutschem Namen betriebenen Vernichtung jüdischen Lebens.

Begründet in der biblischen Tradition folgen sie der Überzeugung, dass im politischen und religiösen Leben eine Orientierung nötig ist, die Ernst macht mit der Verwirklichung der Rechte aller Menschen auf Leben und Freiheit ohne Unterschied des Glaubens, der Herkunft oder des Geschlechts.

Die Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit setzen sich ein für

- Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung aller Unterschiede,
- Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum,
- Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen theologisch begründeten und geschichtlich verbreiteten Judenverachtung und Judenfeindschaft,
- Bewahrung der noch erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte,

- Entfaltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens in Deutschland,
- Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten,
- Solidarität mit dem Staat Israel als jüdische Heimstätte.

Sie wenden sich deshalb entschieden gegen

- alle Formen der Judenfeindschaft, religiösen Antijudaismus, rassistischen und politischen Antisemitismus sowie Antizionismus,
- Rechtsextremismus und seine Menschenverachtung,
- Diskriminierung von Einzelnen und Gruppen aus religiösen, weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethnischen Gründen,
- Intoleranz und Fanatismus.

Die Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit sind offen für alle, die für diese Ziele eintreten. Zur Verwirklichung ihrer Ziele beteiligen sie sich an der allgemeinen Erziehungs-, Bildungs- und Jugendarbeit. Sie sind bereit zur Zusammenarbeit mit Gruppen und Parteien, privaten und öffentlichen Einrichtungen, die sich ähnlichen Aufgaben verpflichtet haben.

Die Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit haben sich im Deutschen Koordinierungsrat zusammengeschlossen, um ihren Aufgaben und Zielen gemeinsam besser gerecht zu werden.

(Präambel, 1994)

Impressum

HERAUSGEBER:
Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.
Postfach 14 45, D-61214 Bad Nauheim
Telefon: 06032 / 91 11 - 0, Fax: 91 11 - 25
www.deutscher-koordinierungsrat.de
info@deutscher-koordinierungsrat.de

REDAKTION:
Dr. h.c. Hans Maaß, Dr. Christoph Münz, Dr. Eva Schulz-Jander, Rudolf W. Sirsch M.A. (verantw.)
BILDER: Johann-Sebastian-Bach-Gymnasium Mannheim, aus dem Kunstunterricht von Birgit Friedrich, Birgit MacRae, Angelika Schammert, Iris Schletter
FOTOS: Birgit Friedrich, Burkhard Schulz-Jander
PRODUKTION: Schwanke & Raasch Grafik-Design, Hannover
GESTALTUNG: Rudolf Schwanke

ISBN 3-923840-15-2

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Aachen
Augsburg
Bad Kreuznach
Bayreuth
Berlin
Bielefeld
Bonn
Bremen
Celle
Darmstadt
Dillenburg
Dortmund
Dresden
Duisb.-Mül.-Oberh.
Düsseldorf
Essen
Franken (Nürnb.)
Frankfurt
Freiburg
Fulda
Gelsenkirchen
Gießen-Wetzlar
Görlitz
Göttingen
Hagen u. Umgeb
Hamburg
Hameln

Hannover
Heidelberg
Herford
Hersfeld/Rotenb.
Hochtaunus
Karlsruhe
Kassel
Koblenz
Köln
Konstanz
Krefeld
Limburg
Lippe
Lübeck
Lüneburg
Main-Taunus-Kreis
Mainz
Marburg
Minden
Moers
Mönchengladbach
München
Münster
Neuss
Niederbayern
Niedersachsen-Ost
Oberbergische

Oberschwaben
Offenbach
Old. Münsterland
Oldenburg
Osnabrück
Ostfriesland
Paderborn
Pfalz
Potsdam
Recklinghausen
Regensburg
Rhein-Neckar
Saarland
Schleswig-Holstein
Seligenstadt
Siegerland
Stuttgart
Trier
Würzburg u. Unterfranken
Weiden i.d.O.Pf.
Wesel
Westmünsterland
Wetterau
Wiesbaden
Wuppertal
Zwickau

Assoziierte Gesellschaften
Jüdisch-christliche AG Leipzig
AG Kirche u. Judentum Thüringen



Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille

1968	Professor Dr. Friedrich Heer, Wien	1989	Sir Yehudi Menuhin, London
	Professor Dr. Friedrich-Wilhelm Marquardt, Berlin	1990	Charlotte Petersen, Dillenburg
1969	Professor Dr. Ernst Simon, Jerusalem	1991	Leo-Baeck-Erziehungszentrum, Haifa
1970	Dr. Dr. Eva Reichmann, London	1992	Dr. Hildegard Hamm-Brücher, München
	Rabbiner Professor Dr. R. R. Geis, Düsseldorf		Dr. Annemarie Renger, Bonn
1971	Bischof D. Kurt Scharf, Berlin	1993	Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste, Berlin
1972	Msgr. Dr. A. C. Ramselaar, Utrecht	1994	Professor Dr. Jakob Petuchowski, Cincinnati
1973	Professor Dr. Helmut Gollwitzer, Berlin		Professor Dr. Clemens Thoma, Luzern
1974	Dr. H. G. Adler, London	1995	Dr. Richard von Weizsäcker, Berlin
1975	Archbishop G. Appleton, Jerusalem/Wantage	1996	Professor Dr. Franklin Hamlin Littell, Philadelphia
	Abt Laurentius Klein, Jerusalem		Professor Dr. Joseph Walk, Jerusalem
1976	Dr. Ernst-Ludwig Ehrlich, Basel	1997	Hans Koschnick, Bremen
1977	Friedrich Dürrenmatt, Neuchâtel	1998	Lea Rabin, Tel Aviv
1978	Dr. Grete Schaeder, Göttingen	1999	Erzbischof Henryk Muszynski, Gnesen
	Professor Dr. Albrecht D. Goes, Stuttgart	2000	Dr. h.c. Johannes Rau, Berlin
1979	Manès Sperber, Paris	2001	Schule Ohne Rassismus
	Dr. James Parkes, Southampton	2002	Dr. h.c. Edna Brocke, Essen
1980	Professor Dr. Eugen Kogon, Königstein		Professor Dr. Rolf Rendtorff, Karben
	Dr. Gertrud Luckner, Freiburg		Professor Dr. Johann Baptist Metz, Münster
1981	Isaac Bashevis Singer, New York	2003	Dr. h.c. Joschka Fischer, Berlin
1982	Schalom Ben-Chorin, Jerusalem	2004	Daniel Barenboim, Berlin
1983	Helene Jacobs, Berlin	2005	Professor Dr. Peter von der Osten-Sacken, Berlin
1984	Siegfried Theodor Arndt, Leipzig		Institut Kirche und Judentum, Berlin
	Helmut Eschwege, Dresden	2006	Leon de Winter, Amsterdam
1985	Professor Dr. Franz Mußner, Passau		Gesicht Zeigen! Aktion weltoffenes Deutschland e.V., Berlin
1986	Professor Dr. Heinz Kremers, Duisburg	2007	Esther Schapira, Frankfurt am Main
1987	Siedlung Neve Schalom, Israel		Dr. Georg M. Hafner, Frankfurt am Main
1988	Arbeitskreis Studium in Israel		